P. o. germ. 1811 w (31 Pichler

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . -- fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

20091.

<36607042480017

<36607042480017

Bayer. Staatsbibliothek

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Ein und dreyßigster Band.

Neue verbesserte Auflage.

Wien, 1824.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kleine Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Zehnter Theil.

1. Quintin Messis.
2. Die Stieftochter.
3. Der Bluträcher.
4. Der Postzug.

Wien, 1824.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Quintin Messis.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Sonne näherte sich dem Meere. Ihre Strahlen vergoldeten die Masten und Wimpel der Schiffe, welche aus der See, den breiten Strom der Schelde herauf, bis vor die Mauern Antwerpens segelten, um von den fernen Ufern des Morgenlandes die kostbaren Schätze desselben in die Waarenlager der reichen Handelsleute dieser Stadt zu bringen. Dazumahl stand Antwerpen in seinem größten Flor, Handel und Gewerbe, Künste und Arbeiten aller Art blühten in seinem Umkreis, und die Welt sah mit Erstaunen viele große Künstler, deren Werke ihre und die nachfolgende Zeit bewundern mußte, aus dem Schooße derselben hervorgehen; wie denn überhaupt in dem fleißigen Volke der Burgunder in jenen Tagen ein schönes Leben sich mannigfaltig entwickelt hatte, und vor allen die edle Mahlerkunst dort ihr eigentliches Vaterland, und eine seltne Aufmun-

terung unter den reichen Einwohnern der vielen handeltreibenden Städte in den Provinzen fand.

Boote und Kähne schlüpften zwischen den großen Schiffen hindurch, und zogen schimmernde Furchen durch die stille Fluth; am Ufer war ein thätiges Leben, Lärmen und Gewühl der Aus- und Einladenden bey dem Krahn, der die Lasten aus den Schiffen hob. Spazierende wandelten hin und her, und ergetzten sich an dem wechselnden Anblick, Schiffe gingen und kamen, Signale wurden gehört und beantwortet, und mitten in diesem geschäftigen Treiben tönte die Stunde des Feyerabends in langsamen Schlägen von dem prächtigen Thurm der Kirche der heiligen Jungfrau, dessen schöne Bauart noch lange darnach Kaiser Karl den Fünften bey seinem Einzug zur Bewunderung reizte. Auf dieß Zeichen fingen alle Glocken auf allen übrigen Thürmen der Stadt sich an zu regen, alle beschäftigten Hände sanken, das Ave Maria wurde gebethet, das Arbeitszeug aus der Hand gelegt — die Last des Tages war getragen, und die fleißigen Menschen gingen auseinander, um, ein Jeder nach seiner Art, entweder Ruhe, Erhohlung oder Genuß zu suchen.

Auch in der Stadt war das Zeichen gehört

und Feyerabend gemacht worden. Mitten unter einem Schwarm von Handwerksburschen verschiedener Art, welche sich, bevor sie sich in die Trinkstuben verstreuten, lautschwatzend und fröhlich auf dem Platz vor der Frauenkirche beym Brunnen versammelt hatten, war nur Einer, der die allgemeine Heiterkeit nicht theilte. Es war ein Schmiedgeselle, ein junger, stattlicher Bursche von starkem Gliederbau und angenehmen Mienen, nur daß die Vorzüge seiner Gestalt in dem berußten Anzug, dem Hemde von Kohlendampf geschwärzt, und den von Arbeit und Staub entstellten Zügen nicht sichtbar werden konnten. Bewundernd standen Einige, deren Geschäft es war in Metall zu arbeiten, vor dem Gitterwerk, das den Brunnen umgab, und das mit zierlichen Blumen und schön geschlungenen Zweigen einen sinnigen Arbeiter, der mehr als ein bloßer Schlosser oder Schmied gewesen seyn mußte, als Schöpfer bekannte.

Bey meiner Treu! rief ein Schlossergeselle aus, der aus Frankreich eingewandert war, und schon eine Weile mit seinem Kameraden die Zeichnung, die künstlich erhabene Arbeit, und die Sauberkeit der Ausführung bewundert hatte: Bey meiner Treu! Das ist kein gemeines

Werk, und den Meister möchte ich wohl kennen, der das verfertigt.

Hier steht er, sagte Einer von den Anwesenden, und wies auf Quintin Messis, der, ohne etwas von dem Gespräche zu vernehmen, an der Seite gestanden hatte. Quintin erwachte bey diesen Worten, der Fremde trat zu ihm und sprach mit ihm über sein Werk; aber mißmuthig und wie von ganz andern Gedanken ergriffen, antwortete ihm dieser zerstreut. Was ist das Alles? sagte er endlich: Was kann das spröde Metall und die rohe Arbeit für Freude gewähren? Es ist, als wolltet Ihr ein menschliches Gesicht aus Quaderstücken aufmauern, wenn Ihr die Weichheit und Fülle des Laubwerks, die Zartheit der Blumen und die reizende Mannigfaltigkeit der Farben in sprödem, dunkeln Eisen nachahmen wollt? Zerschlagen möchte ich das Geländer — und Niemand sollte von ihm und dem, der es gefertigt, mehr wissen.

Nu, nu, rief der Franzose: da möchten sich die Herren von Antwerpen wohl bedenken.

Sagt das nicht, Quintin, daß Ihr unzufrieden seyd, fiel Einer der Übrigen ein: das Gitterwerk hat Euch manches Lob eingetragen,

und wird Euch immer vor Jedem, der es sieht und versteht, Ehre bringen.

Seyd Ihr doch der jüngste Geselle gewesen, rief ein älterer, und mit einer solchen Arbeit betraut worden, weil die hiesigen Meister insgesammt auf der Innung Eure Zeichnung und Proben für die besten anerkennen wollten.

So wurde noch eine Weile fortgesprochen, wobey Quintin selbst finster und einsylbig blieb, bis endlich Einer der lustigen Gesellen ausrief: Aber was machen wir da, meine Herren? Die edle Zeit vergeht. Laßt uns hinausgehn vor's Kronenburger Thor zum Meister Vandekärd; der hat köstliches Bier und eine allerliebste Tochter. — Gehst du nicht mit, Quintin? Komm mit! Du sollst uns auf der Laute spielen.

Quintin schüttelte verneinend den Kopf.

Laßt ihn! rief ein Anderer: — Es ist nichts mit ihm anzufangen. Und somit machten sie sich auf den Weg.

Es ist ein Grillenfänger, sagte der, der zuerst gesprochen hatte, und Schade für ihn, denn er ist ein kreuzbraver Bursche und prächtiger Sänger. Die Liebe hat ihn arg zugerichtet.

Die Liebe? rief der Franzose: wie so?

Weißt du denn nicht, erwiederte Jener, daß

der arme Teufel sichs beygehen läßt, ein verliebtes Auge auf die schöne Mahlerstochter zu werfen, deren Vater gerade seiner Werkstätte gegenüber wohnt.

Der reiche de Vrindt? rief ein Dritter: nun, da kann er hübsch ankommen. Er kann von Glück sagen, wenn ihm der Vater mit dem Mahlerstocke nicht einmahl den Ruß aus dem Wamms klopft.

Diese letzten, laut gesprochenen Worte, welche Quintin eben noch von der Unterredung seiner Gefährten vernommen, wie sie sich lachend und lärmend von ihm durch die entgegengesetzte Straße entfernten, jagte alles Blut in die bleichen Wangen des Jünglings. Seine Faust ballte sich, sein Fuß stemmte sich gegen den Boden, er warf den Kopf herum, um den zu sehen, der sich diese beleidigende Äußerung erlaubt hatte. Er machte einige Schritte, um der Schaar nachzueilen; aber sie waren schon zu weit entfernt — und die bessere Besinnung behielt die Oberhand. Er hat Recht! rief er: Ich bin ein Thor! Ein elender Handwerksgeselle, bestimmt, in knechtischer Arbeit am Ambos seine Tage gedankenlos zu verhämmern, und nie etwas hervorzubringen, das mir Ehre und

der Welt Freude bringen, und mich dem Ziele aller meiner Wünsche nähern könnte!

In diesen finstern Gedanken war er vor die Stadt hinaus geirrt, wo der breite Strom und die weit gedehnte Ebene in sinkendem Tageslicht vor ihm lagen. Grau und geisterhaft standen die Weidenbäume mit ihren buschigen Häuptern und krüppeligen Stämmen an den Zäunen und längst den Wasserkanälen hin; nichts unterbrach die einsame Ebene, als hier und da der Kirchthurm eines entfernten Dorfes, der am Horizont heraufragte, oder die umbüschten Weiler in der Nähe, in welchen jetzt auch bereits das Leben im Schooße des Schlafs versunken war. Mächtig stimmten diese trüben Umgebungen zu seinen Empfindungen, die Gestalt der Natur um ihn her wirkte sympathetisch auf ihn, und erregte den Wunsch in ihm, das, was ihn so lebendig ansprach, auch außer sich in Form und Farbe darstellen zu können. Eine ungekannte, verschlossene Welt regte sich in seiner Brust, und das Gefühl der Schranken, die ihn von allen Seiten einengten, ließ ihn schmerzlich die Hoffnungslosigkeit dieses, wie noch eines andern, vielleicht heißern Wunsches fühlen, der in seinem Geiste sich stets an den ersten zu ket-

ten pflegte. Da setzte er sich auf einen Stein am Ufer, und ließ sein dunkles, freudenarmes Leben seit seiner Kindheit vor sich vorübergehn, und dachte den schmerzlichen Zwiespalt, der ihn mit sich selbst entzweyte, seinen niedrigen Stand, seine Armuth, die ihm nicht erlaubte, sich nach etwas Andern umzusehen, weil er von seinem Taglohn noch seine Mutter zu erhalten hatte, den Mangel an Kraft, der ihm oft ein Erliegen unter seiner schweren Arbeit drohte, und auf der andern Seite seine unselige Liebe zu einem Mädchen, das nie sein werden, seine Verehrung für eine Kunst, die er nie zu erlernen, nie auszuüben hoffen durfte.

Indeß war der Vollmond heraufgekommen. Ein mildes, beruhigendes Licht umfloß alle Gegenstände, und wenn gleich Farbenton und Ausdruck des Ganzen noch immer etwas still Trauerndes hatte, so kam doch durch die hellere Beleuchtung, durch das nun offne Blau des Himmels, von welchem sein himmlischer Vater wie mit seinen Sternenaugen liebevoll ihn anzuschauen schien, eine sanfte Ruhe in seine Seele. Vom Thurm der Frauenkirche klang jetzt in langsamen Schlägen die ziemlich späte Abendstunde; seine Mutter fiel ihm ein, und daß sie

wohl seiner Rückkunft unruhig harren würde. Er stand auf und schritt dem Thore zu, und durch die einsamern Gassen, wo bereits in mehreren Häusern die Lichter erlöscht waren, nach der abgelegenen Wohnung der armen Witwe, die er in der Dunkelheit, auf dem Stein vor der Thüre sitzend und ihn erwartend fand.

Die Matrone war gemein, aber reinlich gekleidet. Sie trug ein Kleid von schwarzem Wollenzeug, mit knappem Leibchen und reichgefaltetem Rocke. Eine Schürze und Halstuch von reiner, weißer Leinwand, eine weiße Haube mit einer Art von Wulst über den Kopf, die Zipfel derselben unter dem Kinn zusammengebunden, sammt einer Tasche und einem Schlüsselbunde an der Seite, vollendete ihren Anzug, und eine wehmüthige Freude spiegelte sich in dem mütterlichen Auge, als sie den längst Erwarteten endlich die Straße herabkommen sah, aber auch den Trübsinn bemerkte, der auf seiner Stirne lag. Er brachte ihr seinen schmalen Wochenlohn — denn heute war Sonnabend — von dem er sich nicht erlaubt hatte, auch nur das Geringste für sich anzuwenden. Eine Thräne trat in ihr Auge, und ein stilles Gebeth stieg zum Himmel empor für die Wohlfahrt und die Genesung

des geliebten Kindes; denn Frau Gertrud hielt ihren Sohn für krank — ob an Körper, oder Gemüth, oder an beyden, wußte sie nicht — aber daß es nicht gut mit ihm stehe, war ihr ausgemacht. Auch hoffte sie zuversichtlich auf Erhörung; denn Gott hatte ja die guten Kinder lieb, er hatte ihnen im vierten Gebothe selbst eine Verheißung gegeben, und ihr Quintin war so ein trefflicher Sohn!

Das kleine Abendessen war bald verzehrt und meist schweigend eingenommen; denn Quintin war nie von vielen Worten gewesen, und seit einiger Zeit noch verstimmter als je. Ein Paarmahl hatte ihn die Mutter zum Essen ermahnt, und sich ein Paarmahl erkundigt, ob ihm was fehle? aber sie bekam wenig befriedigende Auskunft, und Beyde legten sich, den Kopf voll Gedanken, das Herz voll Kummer, nieder auf ihr Lager. Wenn aber die sichtliche Abnahme des Sohnes und die unbekannte Ursache derselben das Gemüth der Mutter noch lange wach erhielten, so entfernten ein tieferer Schmerz und eine lebhaftere Gedankenqual, die wir bereits kennen, den Schlaf von des Jünglings Augen. In den stillen Stunden der Dunkelheit, wenn kein Geschäft des Lebens, keine Bewe-

gung in den Umgebungen die finstere Reihe der Gedanken unterbricht, und diese, von Sorgen und Qualen begleitet, recht Muße haben, sich des wehrlosen Menschen zu bemächtigen, da gräbt sich tiefer jeder Schmerz, und jede Angst wird heißer, und alle Hoffnungen, die uns aus dem Gefühl unserer Kraft, und alle Tröstungen, die uns aus einer richtigern Schätzung der Dinge am Tage entspringen, scheinen uns da verlassen und unsern Feinden zum Raub übergeben zu haben.

So wie diese, waren dem armen Quintin gar viele Nächte vergangen, seit jene unglückliche Leidenschaft seine Brust erfüllte, das ist, seit der Osterzeit des vorigen Frühlings, wo er zuerst in die Werkstatt seines jetzigen Meisters gekommen war, und das holde Bild ihm gegenüber so oft am Fenster oder auf der Straße erblickt hatte. Wenn dann endlich der Morgen anbrach, schleppte er sich auf's Neue an sein schweres Tagwerk, und endlos und hoffnungslos lag das öde Leben, ohne Aussicht, ohne Freude, ohne tröstenden Ruhepunct vor ihm, nur von trügerischen Lichtblicken einzelner Himmelsmomente unterbrochen, wenn nähmlich das Fenster gegenüber beynahe jeden Tag um die gleiche

Stunde aufging, eine weiße Hand den Flügel aufspannte, und ein wunderholdes Angesicht, von hellbraunen Locken umflossen, welche rückwärts eine silberne Nadel in Flechten zusammenhielt, aus der Spitzenkrause des weißen Halstuchs hervor mit seelenvollen Augen in die Strasse sich herabbückte. Dann war für Quintin der Himmel aufgegangen, Schmerz, Ermattung, Hoffnungslosigkeit vergessen, sein Auge hing an der reizenden Gestalt, an jeder ihrer Bewegungen, seine Seele war in seinen Blicken, und vergebens prasselte hinter ihm die Flamme, keuchte der Blasebalg, klopften die Hämmer, er gewahrte nichts von Allem dem, er sah nur die schöne Mahlerstochter, und hätte sein Leben freudig dahingegeben, wenn er nur einmahl einen ganzen Tag so stehn, sie anschauen und diese Gestalt in die Tiefen seiner Seele hätte aufnehmen dürfen. Zuweilen schien es ihm, als sähe sie auf ihn herab, ja es war ihm, als hätte sie sein Hinstarren nach ihr bemerkt, und ein freundlich wehmüthiges Lächeln spiele dann um ihre feinen Lippen. — Aber das war Täuschung, sagte er sich dann selbst, Spiel der aufgeregten Einbildungskraft oder des angestrengten Schauens, nach welchem uns oft in den an-

gestarrten Gegenständen, wie leblos sie auch seyen, eine Veränderung oder Bewegung vorzugehen scheint. Nein, sie kann dich nicht bemerkt, oder wenn sie dich bemerkte, deiner Kühnheit nur gezürnt haben! Du bist ein Thor, Quintin! Reiß dich los, bekämpfe deine Leidenschaft! Sie ist vornehm, sie ist reich und schön; de Vrindt, das weiß ja ganz Antwerpen, gibt seine Tochter nur einem Mahler, und du bist und bleibst nichts Anderes als ein armer Schmiedgeselle!

Wenn diese Gedanken in ihm hell wurden, dann sank der Arm mit dem schweren Hammer nieder. Er stützte sich auf den Ambos, und verbarg das Gesicht in beyden Händen, und Thränen glitten dann wohl durch die gefalteten Finger auf das Eisen nieder, das ihm nicht härter und erbarmungsloser schien als sein Geschick. Ein Scherz seiner Kameraden weckte ihn aus seinen Träumen, er blickte nach dem Fenster hin. — Mein Gott! sie hatte die ganze Zeit herüber geschaut, sie hatte ihn und seine Traurigkeit gesehn, und er glaubte — aber es war wohl wieder nichts als Täuschung! — eine Spur des Mitleids in ihren Blicken zu entdecken. Dann zog sie das Fenster langsam zu, indeß ihr Auge noch immer gegen die Schmiede gegenüber gerichtet

war, und verschwand, und Quintins Himmel war wieder für den ganzen Tag verschlossen; denn das fleißige Mädchen hatte entweder in Küche und Keller zu schaffen, oder sie saß am Nähpult und Klöppelpolster, wo sie als kunstgewandte Niederländerin schöne Arbeiten schuf, in ihrem Schlafkämmerchen, das der vorsichtige Vater seit der Mutter Tode in das Hintertheil des Hauses verlegt hatte. Die Fenster desselben gingen über den kleinen Hausgarten weg ins Freye, und eine betagte Anverwandte lebte als Ehrenhüterinn und Gehülfinn des Haushalts hier mit ihr. Aber jeden Morgen hatte sie sichs seit einiger Zeit zur Regel gemacht, ins vordere Gemach zu kommen, das dem Vater als Arbeitszimmer diente. Da räumte sie auf, lüftete die Stube, um den Öhl- und Farbengeruch verdunsten zu lassen, wie sie sagte, und unterhielt sich eine Weile, in die volkreiche Gasse hinabzublicken, und sich an dem Gewühl des Marktes zu ergetzen, der hier mit Gemüse und Früchten getrieben ward, und wovon sie in ihrer Kammer den ganzen Tag nichts zu sehen bekam. Später trat dann der Alte ins Attelier, das Fenster wurde geschlossen, die Schüler kamen, welche, nach der Sitte der damahligen Zeit, bey

dem berühmten Meister auf bestimmte Jahre in Kost und Lohn gethan waren; die Arbeiten begannen, Einer rieb Farben, ein Zweyter mischte sie mit Öhl, Jener setzte des Meisters Pallete auf; dort zeichnete Einer nach dem Runden, Jener kopirte ein Bild, das ihm der Meister vorgelegt hatte. Margarethen verbothen Sittsamkeit und des Vaters Wille, im Attelier zu verweilen, und Quintin durfte keine Hoffnung nähren, sie den Tag über mehr zu erblicken.

So war ihm der ganze vorige Sommer und ein Theil des Herbstes in unseliger Liebe und marternden Sorgen vergangen; er hielt sich für eines der unglücklichsten Wesen auf Erden, dem Alles, selbst sein Streben nach etwas Besserm, und das Gefühl der Liebe, das sonst jedes lebende Geschöpf beglückt, zum Satansengel geworden war, um ihn noch empfindlicher zu quälen. Auch seine Laute, auf der er fertig spielte, ruhte nun meistens, und wenn er sie rührte, wenn sein Gesang sie begleitete, waren es nur traurige Weisen.

Indessen so ganz unglücklich und unbeachtet, wie sich Quintin Messis in seinem Trübsinne wähnte, war er doch nicht, und seine Persönlichkeit wie sein stiller Kummer war von ei-

nem Wesen bemerkt worden, dessen Theilnahme ihn wohl für alle seine Leiden hätte reichlich entschädigen können, wenn sie ihm bekannt gewesen wäre. Es war dieß Margarethe de Brindt selbst, der, wenn sie durch die Gasse gegangen war, oder zuweilen aus des Vaters Fenster herabgeblickt, und die rüstigen Gesellen in des Nachbars Schmiedewerkstatt beobachtet hatte, Einer von ihnen aufgefallen war, welcher durch seinen hübschen Gesang wenn die Bursche sich die Arbeit damit versüßten, durch seinen schlanken und doch kräftigen Wuchs, durch eine natürliche Gewandtheit der Bewegungen und den Ausdruck edlerer, obwohl durch einen stillen Kummer verschatteter Züge ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Selbst ihrer Base war dasselbe durch die Brille klar geworden, und scherzhaft hatten die beyden Frauen dem unbekannten Jüngling den Nahmen des hübschen Schmiedgesellen oder des Sängers beygelegt, und ihn wohl bemerkt, wenn er ihnen am Sonntag in ärmlichem, aber reinem Anzug von dunkelm Tuche, mit kurzem Mantel und schwarzer Mütze auf dem Gange in die Frauenkirche begegnete. Das war im Anfange des vorigen Sommers gewesen, und damahls hatte die Base,

nach Art aller Frauenspersonen ihres Alters, nicht geruht, bis sie herausgebracht, der hübsche Schmiedgeselle sey derselbe, der das schöne Gitterwerk am Marktplatze verfertigt, und obendrein ein künstlicher Lautenspieler. Sie erfuhr beyher auch, daß er Quintin Messis heiße, eines Hufschmieds Sohn, von guten Sitten, aber sehr arm sey, daß er seine alte Mutter von seinem kargen Taglohn erhalte, und meist still und niedergeschlagen sey. Margarethe fühlte Achtung für den jungen Menschen, und wenn er ihr nun auf der Straße begegnete, konnte sie nicht umhin, ihn etwas länger und freundlicher anzusehen; denn der so gute Sohn und geschickte junge Mensch war ihr kein ganz fremder mehr. Aber für ihr Leben gern hätte sie gewußt, ob sein Kummer von seiner Armuth, oder von einer andern Ursache herrühre; doch das war nicht zu ergründen, und sie mußte auf diese Auskunft verzichten.

Nicht lange darnach entstand in ganz Antwerpen eine lebhafte Bewegung, denn die Prinzessinn Maria von Burgund, die Tochter des letzten Herzogs, Karls des Kühnen, und Erbinn aller seiner Länder, kam von Brüssel herüber nach Antwerpen, wohin sie die Stände von Bra-

bant beschieden hatte, um mit ihnen die Wahl eines Gemahls und künftigen Herrn ihrer reichen und schönen Provinzen zu berathen. Ihre Ankunft ward mit einer Menge von Festen und Lustbarkeiten gefeyert, welche den lebensfrohen Antwerpern Gelegenheit gaben, ihre Prachtliebe, ihren Kunstsinn zu zeigen, und ihnen Stoff zur Freude und zum Gespräch für längere Zeit darbothen. Über dieser fröhlichen Geschäftigkeit hatte Margarethe de Vrindt den hübschen Nachbar und seinen Kummer vergessen, bis ein Volksfest außerhalb der Stadt, wo am jenseitigen Ufer der Schelde Zelte errichtet waren, in welchen die Fürstinn mit ihrem Hof und den Großen des Landes banquettirte, während das Volk sich mit Vogel- und Scheibenschießen, Musik oder Tanzen belustigte, auch Margarethen im festlichsten Anzug am Arm ihres Vaters unter den fröhlichen Schwarm lud. Sie gingen von einem Spielplatz zum andern, sahen überall eine Weile zu, und indeß der Vater mit Künstleraugen nach den Phisiognomien der Spielenden, nach ihren Stellungen, nach der Wirkung von Licht und Schatten, unter den Zelten oder Bäumen spähend, Notizen für seine Staffeley sammelte, sammelte die schöne Tochter mit

nicht unaufmerksamen Ohren die Lobsprüche, welche man im Vorübergehen ihrer holdseligen Gestalt zollte, wie sie im hellrothen Kleide mit den knappen Ärmeln, die, nur an der Schulter, am Ellenbogen und vorn an der Hand mit weißem Atlas gebauscht, den Wuchs vortheilhaft zeigten, die schwere, goldne Kette um den weissen Hals, und auf hellbraunen Locken einen Hut von rothem Sammt mit vielfach geschlitzter Krempe und weißen Federn, die sich in zierlicher Rundung darüber neigten, durch die Reihen der Schauenden ging, welche dem schönen und kostbar gezierten Mädchen freundlich nachblickten.

Die Töne einer sehr fertig gespielten Laute lockten sie zu einer Gruppe, wo sich Schützen zum Scheibenschießen versammelt hatten. Die Bürger in ihren schwarzen Sonntagsröcken, kurzen Mänteln und hohen Hüten standen unter einer mit Tannenreis geputzten Hütte um einen jungen, wohlgewachsenen Menschen herum, der so eben ein Stück auf der Laute geendigt hatte. Es schien, als wäre dieß ein Zwischenspiel zwischen den Schützenübungen gewesen. Jetzt griff er wieder nach der Armbrust: da schrien die übrigen Schützen: Oho! Messis!

Nun wirds wieder was geben! Nehmt uns nur nicht Alles weg, ihr habt ohnedieß schon das Meiste gewonnen. Messis? dachte Margarethe: das ist ja der Nahme des hübschen Schmiedes? Und nun erst richtete sie ihre Blicke aufmerksamer auf den Schützen. Er war es wirklich, und auch er erblickte sie in diesem Moment; seine Augen starrten auf sie hin, wie auf eine Erscheinung, seine Hand zitterte, er mußte die Armbrust sinken lassen, und hatte kaum Fassung genug, um sie niederzulegen, und sich zu entschuldigen, daß er nicht schießen könne.

Was ist euch, Gevatter Quintin? rief ein bedächtiger alter Mann: Habt ihr Schwindel? Ihr seyd ja ganz roth und blaß geworden.

Trinkt ein Glas Wein! rief ein Zweyter, und brachte es dem Betäubten. — Jetzt hatte sich der Jüngling wieder gefaßt, er blickte auf; es war kein Traum, die holde Erscheinung stand noch auf ihrem Platze, und es dünkte ihm, eine Verwirrung, die er früher nicht bemerkt, sich in ihren Zügen mahlen zu sehen. Rasch ergriff er die Armbrust. — Sie, die er im Stillen wie eine Heilige verehrte, die ein glücklicher Zufall heute hierhergeführt, sie sollte sehen, daß der unbemerkte, niedrige Jüngling doch nicht jeder

edeln Geschicklichkeit ermangle. Er spannte, er zielte, sein Blick war von Margarethen auf die Scheibe hingeglitten, sein Herz rief sie insgeheim an — der Bolzen schnurrte ab, und — Vivat! Vivat! erscholl es am Ziele: Mitten ins Schwarze! Quintin Messis hat das Beste!

Eine Purpurgluth strömte über des Jünglings Züge, das versammelte Volk jubelte und klatschte, der Zieler brachte die Scheibe mit dem Bolzen, der darin haftete, alle Schützen lobten den Schuß, und auch de Vrindt war hinzugetreten: denn er gedachte seiner Jugend und mancher ähnlichen Freude. Seine Tochter stand neben ihm, und jetzt zum ersten Mahle begegneten sich die Augen der jungen Leute, und ein gegenseitiges Erröthen machte Beyde zugleich froh und verlegen. De Vrindt sprach noch eine Weile mit den Bürgern, er erfuhr von ihnen, daß der geschickte Schütze derselbe sey, der sich auch in seinem Handwerk ausgezeichnet, und das berühmte Brunnengitter verfertigt hatte. De Vrindt war die Arbeit wohl bekannt, und er wußte sie zu schätzen; mit freundlichem Gruße und einer ehrenvollen Erklärung nahm er von dem wackern Schmiede Abschied, und

entfernte sich mit seiner Tochter, um bey den andern Gruppen und ihren Spielen und Tänzen zuzusehn.

Der Unterhaltungen und Freuden waren hier gar viele, auch die Menschenmenge groß. De Vrindt fand bald Bekannte, die ebenfalls mit Weibern und Töchtern im schönsten Staate heute aus der Stadt herausgekommen waren, um sich zu erlustigen. Eine Gesellschaft schloß sich zusammen, man setzte sich an einen Tisch unter einem der aufgeschlagenen Zelte, und schmausete, lachte, plauderte bis gegen den Abend. De Vrindt hatte über diesen Zerstreuungen den Auftritt mit dem Schmiedgesellen bald vergessen; aber aus Margarethens Sinn schwand die Gestalt des Jünglings, sein Lautenspiel und vor Allem sein Erröthen, sein Blick, mit dem er sie betrachtete, nicht mehr. Unablässig mußte sie der Ursache nachsinnen, die ihn so verwirrt, so unentschlossen gemacht hatte, daß es schien, er könne die Armbrust gar nicht spannen, da er doch gleich darauf einen Meisterschuß that, und eine geheime Stimme, die in jeder Mädchenbrust klingt, lehrte sie die schmeichelhaften Zeichen nur zu wohl deuten.

Aber ein armer Schmiedgeselle! Und sie,

die Tochter des reichen, angesehenen Mahlers de Brindt! Eine augenblickliche Überlegung reichte hin, ihr alles vor Augen zu stellen, was in diesem Verhältniß Widersinniges lag, und sie bemühte sich, das Bild des jungen Schützen, so oft es sich auch ihrem Geiste aufdringen wollte, zu verscheuchen. Am andern Morgen fehlte er in der Schmiede, und noch ein Paar Tage; denn seine Mutter war krank. Es war ihr daher am vierten Tage eine Art von Überraschung, als sie ihn aus ihres Vaters Arbeitszimmer wieder am Ambos stehen sah. Hübsch gewachsen ist er doch, und vor Vielen in seiner Arbeit, im Lautenspiel, im Armbrustschießen geschickt! dachte sie, und nur Schade, daß er so rußig aussieht, und so schwere Arbeit thun muß! Ein Paarmahl kam es ihr vor, als blicke er seitwärts zum Fenster herauf. Ob er mich wohl erkennt? dachte sie. — Aber Quintin sah wieder auf sein Eisen nieder, und nichts erschien in seinem Betragen, was die neulich bemerkte Verlegenheit erklären oder bestätigen konnte. Sie wußte nicht recht, ob es ihr lieb oder leid seyn sollte; aber sie fand seitdem nothwendig, des Vaters Attelier jeden Morgen selbst aufzuräumen und zu lüften, denn die alte Magd war

hierin gar zu nachläßig. Alle Tage öffnete sich Morgens das Fenster, alle Tage blickte die süße Gestalt heraus und hinüber auf die Schmiede, und war halb, ohne es selbst zu wissen, bemüht, nach Zeichen der Aufmerksamkeit und einer gestörten Ruhe in dem Benehmen des hübschen Schmiedgesellen zu spähen. Allmählich gelang das auch nur zu gut, immer mehr und mehr offenbarte sich ihren Beobachtungen die unglückliche Neigung, welche der Jüngling in seinem Busen trug, wie sehr er sie auch zu verbergen strebte, und selbst dieß Bestreben gab ihm in ihren Augen einen größeren Reiz. Wenn sie sich nun auch das Vergnügen, was sie hierüber empfand, als eine Thorheit, ja als eine Grausamkeit vorwarf, so konnte sie doch nicht umhin, ihre Beobachtungen täglich fortzusetzen, und manchmahl durch einen freundlichen Blick, ein längeres Verweilen, ein absichtliches Begegnen oder Vorübergehn an der Werkstatt, dem Unglücklichen einen Tropfen des Trostes zu geben.

Unter diesen Beobachtungen, heimlichen Freuden und tieferen Schmerzen war der Sommer vorübergegangen und der Herbst herangekommen, ohne daß sich in der Lage der beyden jungen Leute das Geringste verändert hatte. Am

Montag aber nach jenem Sonnabend, den der arme Quintin so schwermüthig vor der Stadt zugebracht hatte, stand plötzlich ein zierlich geputzter Geselle früh morgens vor des Meisters de Vrindt Thüre, und handhabte den Klopfer, um sich Einlaß zu verschaffen. Die Schmiedgesellen sahen ihn stehn, und redeten mit einander über die bunten Schleifen, welche seine Unterkleider zierten, das hellblaue Wamms von ungeschnittenem Sammt, den goldgelben Mantel vom feinsten Brüßler Tuche mit leichtem Pelzwerke verbrämt, das braune Barett mit Gold besetzt und mit einer herabwallenden Feder geschmückt — und alle stimmten darin überein, daß der wohlgeputzte Fant wahrscheinlich ein Fremder, vielleicht ein Mahler und Gastfreund de Vrindt's, sicherlich aber ein Geck sey, der sich in seiner bunten Tracht wie ein entlaufener Edelknabe irgend eines großen Herrn ausnahm. Während diese Gespräche dem Hause gegenüber gehalten wurden, hatte sich in diesem die Thüre geöffnet, die Magd war erschienen, der Fremde hatte einen Brief abgegeben, und war in den Hausgang getreten, wo ihn die Schmiede noch seinen Anzug in Ordnung bringen, den Staub von dem aufgeschlitzten breiten Ende seiner zier-

lichen Schuhe klopfen, die Schleifen an denselben und an den Knieen zurecht legen, an der Halskrause zupfen, und kurz sich in die beste Verfassung setzen sahen. Bald darauf kam die Magd zurück, der Fremde nahte sich der Treppe, die Thüre wurde zugezogen und es war von dem Besuche und seinem Erfolge nichts mehr zu sehen. Aber Quintin fühlte wohl bald etwas von diesem; denn heute zum ersten Mahle seit Wochen ging das Fenster im Attelier nicht auf, kein holdes Bild lehnte sich heute daraus hervor, vielmehr schien es, de Brindt habe seinen Besuch in dieses Gemach geführt, denn es war ihm ein Paarmahl, als sehe er den goldgelben Mantel hinter den sechseckigen Scheiben im Erkerfenster hervorleuchten.

Es war ihm unmöglich, den unangenehmen Eindruck zu überwinden, den die Ankunft wie der ganze Anblick des Fremden ihm verursacht hatte; den ganzen Tag über kam er ihm nicht aus dem Sinn, und war es dieser Besuch denn nicht gewesen, der ihn schon heute um das Glück seines Tages gebracht hatte? Am andern Tage, nur etwas später, zeigte sich der Fremde wieder, und Quintin erfuhr bald, daß dieß der berühmte Blumenmahler Johann Ludwig de Bos

aus Herzogenbusch sey. Er war eines reichen Handelsmanns Sohn, dessen Schiffe den Rhein auf- und abfuhren, und der mit allen Hanseestädten in Verkehr stand. Den Sohn hatten Anlage und Wunsch, sich auszuzeichnen, zur Kunst geführt; doch sprachen seinen Sinn nicht Menschengestalten und das Gemüth, welches der Mahler in Zügen und Geberden auszudrücken im Stande ist, sondern vor allen die zierliche Natur der Blumen, ihre schönen Farben, ihr weicher Schmelz an, und er brachte es bald zu einiger Fertigkeit in diesem Fache, welches denn die Tischgenossen seines reichen Vaters nicht ermangelten, als etwas Außerordentliches zu preisen, so daß Johann Ludwig, den ohnedieß die großen Handelsbücher und die dunkle Schreibestube seines Vaters längst angeekelt hatten, nun mit aller Macht der Überredung in den Vater drang, daß dieser ihm erlauben möchte, die Feder mit dem Pinsel, die Leinwand mit dem Hauptbuche zu vertauschen, und dem innern Trieb, der ihn zu etwas Höherem und Rühmlicherem führe, nachgeben zu dürfen. Sehr ungern willigte der alte de Vos ein, aber er that es endlich doch, denn er liebte den einzigen, sonst wohlgerathenen Sohn zu sehr, und gab ihm die

Erlaubniß und eine bedeutende Summe Geldes, um mit Anstand zu reisen, und sich in seinem einmahl gewählten Berufe zu etwas Tüchtigem auszubilden; denn das, meinte der alte de Vos, sey in jedem Stande, den man immer wähle, das Erste und Nothwendigste. Johann Ludwig trat also seine Reisen an; er ging nach Gent, nach Brügge, wo noch manche Schüler van Eyk's lebten und lehrten; er sah sich in Deutschland um, zog den schönen Rhein hinauf, beschaute in Köln und Mainz, in den reichen Stiftern und Abteyen, die die blühenden Ufer dieses Flusses umgaben, alle Merkwürdigkeiten der Kunst, und kehrte nun nach den Niederlanden zurück, nachdem er in den mehreren Jahren, die seitdem verflossen waren, sich in seinem Fache sehr ausgebildet und mit seinen Arbeiten bedeutenden Ruhm erworben hatte. Kein Mahler verstand, so wie de Vos, die weiche Fülle der Blumenblätter, ihren duftigen Schmelz, ihre lieblichen Farben darzustellen, durch Thautropfen, die auf den Blättern zitterten, das Auge zu täuschen und die Hand mehr als einmahl zum Wegjagen von überaus natürlich gemahlten Insekten zu bewegen, welche über die Blumen zu kriechen, oder sich auf ihnen zu

nähren schienen, und von denen man die herrliche Tafel gern befreyen wollte. An de Vrindt brachte er sehr angelegne Empfehlungsschreiben seines Vaters mit, der mit Jenem auf Reisen früher Bekannntschaft gemacht hatte, so daß er in de Vrindt's Hause nicht bloß als Kunstgenosse und Schüler, sondern auch als Gastfreund aufs Beste aufgenommen wurde.

Vielleicht mochte der Vater, der den flüchtigen Sinn des Jünglings gern stetiger gemacht hätte, noch eine andere Absicht mit diesen Empfehlungsschreiben haben. Auch schien es bald, als hätte er nicht falsch gerechnet, und de Vrindt's schöne Tochter, die einzige Erbinn des wohlhabenden Vaters, konnte das kunsterfahrne Auge des Jünglings, der auf seinen Reisen mit der Ausbeute für seine Kunst noch manchen andern Zweck verliebter Abenteuer gesucht und gefunden hatte, nicht ungerührt lassen. Er ward immer mehr von ihr entzückt; was im Anfange ihre Reize bewirkt hatten, vollendete im nähern Umgange die Überzeugung von ihrer Sittsamkeit, Häuslichkeit, kindlichen Pflicht und allen den Tugenden, die das Auge des Verliebten mit Recht und Unrecht an der einmahl Erwählten zu finden gewohnt ist. In der Zuver-

sicht auf seine äußern Vorzüge, wie auf sein Talent und seinen Reichthum, glaubte er sich jeder schüchternen, allmählichen Annäherung überhoben, und betrug sich bald so, daß weder Vater, noch Tochter mehr über die eigentliche Absicht seiner Besuche räthselhaft seyn konnten.

Von Allem diesem konnte nun wohl der Nachbar Schmied nicht eigentlich wissen, aber zu vermuthen war Manches, und auch dieß reichte hin, das Gemüth des ohnehin düstern Jünglings vollends niederzudrücken. Seine Einbildungskraft mahlte ihm alle Wahrscheinlichkeiten, ja alle Möglichkeiten, welche aus der Bekanntschaft des jungen, reichen Mannes mit Margarethen entstehen konnten, und er litt viel mehr durch die Ungewißheit, als ihn die Gewißheit hätte leiden machen können. Gerade nun um diese Zeit, wo der Winter bereits heranzunahen begann, fiel seinem Herrn und Meister ein vortheilhafter Ankauf von Eisen, das in Köln zu haben war, vor. Es sollte ein verläßlicher Mensch hingeschickt werden, dem genugsame Kenntniß der Waare, und Rechtlichkeit sowohl als Gewandtheit im Einkaufe zuzutrauen war. Der Meister wußte keinen bessern, als seinen Quintin, und dieser mußte sichs gefallen las-

sen, gerade jetzt, wo er gern mit seinen Augen das Haus Margarethens bewacht und jeden Aus- und Eingehenden beobachtet hätte, auf einige Wochen Antwerpen zu verlassen.

Ewig lange und schmerzlich dünkte ihn die Zeit dieser Entfernung; doch schlichtete er seine Geschäfte geschickt und behend zu des Meisters Zufriedenheit, und kehrte schon am Anfange der vierten Woche wieder in die väterliche Hütte zurück.

Es war gegen Abend; die frohe Mutter bereitete geschwind dem Wiedergekehrten ein Lieblingsgericht, sie vermehrte das Feuer im Ofen, goß mehr Öhl in die Lampe, und that, was sie konnte, die Heimkehr des geliebten Sohnes nach Möglichkeit zu feyern. Dazu war sie erst unermüdlich in Fragen, wie es ihm ergangen, was er gesehen, vernommen? Und als er, so wenig es ihm darnach um's Herz war, ihre Neugier und mütterliche Sorgfalt befriedigt hatte, erwies sie sich eben so unerschöpflich im Erzählen alles dessen, was seit Quintins Abwesenheit in dem Stadtquartier, das sie bewohnte, an Kindtaufen, Familienzwisten, Todesfällen, Heirathen u. s. w. vorgefallen war.

Plötzlich fing sie an: Du kennst ja das Haus

des reichen Meisters de Vrindt? Du kannst darauf hinsehen —

Quintin, der bis jetzt mit gesenktem Kopfe auf seinem dreybeinigen Stuhle gesessen und wenig Theil am Gespräche genommen hatte, fuhr empor und starrte seine Mutter an, doch ohne ein Wort zu erwiedern.

Es ist ja Eurer Werkstatt gerade gegenüber, glaube ich —

Quintin nickte, und sank in seine vorige Stellung zurück.

Da wirst du wohl auch des alten Meisters schöne Tochter kennen?

Quintin schüttelte — es wäre ihm unmöglich gewesen, zu sprechen.

Nicht? fuhr die Mutter fort: ich dächte doch! Du mußt sie ja aus- und eingehn sehen, oder am Fenster sitzen.

Wozu das Alles? stieß der Sohn endlich heraus: — Was wollt ihr mit diesen Fragen?

Nu nu, ereifere dich nur nicht! sagte die Mutter, indem sie die Spindel, die am Boden hintanzte, mit dem Faden heraufzog, die Brille abnahm und in das große geschriebene Gebethbuch mit den buntgemahlten Anfangsbuchstaben hineinlegte, das ihres Quintins liebste Be-

trachtung und Unterhaltung schon in seinen Kinderjahren gewesen war: Man sagt ja wohl so ein Wort, und du brauchst nicht gleich an Verläumdung und üble Nachrede zu denken. Was ich gehört habe, kann mit allen Ehren bestehen.

Und was habt ihr denn gehört, rief Quintin heftiger: — Sagt an, erzählt!

Nein, mein Kind! — Nein! Wenn es Unfrieden geben sollte zwischen mir und dir, dann wollte ich lieber mein Tag nichts mehr reden, und stumm seyn wie ein Fisch. Was liegt uns am Ende auch daran, was die reichen und vornehmen Leute thun, die sich nichts um uns bekümmern?

Quintin seufzte tief auf.

Es soll ein schönes Mädchen seyn, auch fromm, und einst ein hübsches Stück Geld erben; da ist es wohl natürlich, daß sich die Freyer einfinden.

Quintin fuhr zum zweyten Mahle empor. Eine dunkle Röthe ergoß sich über sein Gesicht, und wich bald wieder seiner gewohnten Bläße. Die Dunkelheit der Stube und ihre Arglosigkeit entzog der Alten diese schnelle Regung. Quintin starrte seine Mutter an — Freyer? sagte er endlich mit dumpfem Tone: Ja wohl, ja wohl!

Ich meine nur so, und man hört allerhand; aber es ist ja wohl nur leeres Gewäsch.

Man hört? Was hört man, Mutter? — Ist ein Freier da um Margarethe de Vrindt?

So sagt man; doch das müßtest du besser wissen, als ich. Du kannst ja Alles sehen und hören, was in de Vrindts Hause vorgeht.

Ich sehe nichts, ich weiß nichts.

Ich weiß gar nicht, wie du mir vorkommst. Was macht dich denn so unmuthig? Ist es denn sündhaft, offene Augen zu haben, und zu sehen, was vor unserer Nase auf der Straße vorgeht? Wenn nun, wie alle Nachbarn sagen, ein junger Mensch angekommen ist, der sich um Margarethe de Vrindt herumdreht, wenn man ihn täglich ins Haus gehen sieht, wenn man bemerken kann, wie ihn der Meister voll Höflichkeit empfängt, und immer beym Fortgehen bis an die Thüre geleitet; wenn man erfährt, daß der Mensch ein Mahler von Profession — das ists gerade, was de Vrindt von seinem Tochtermann fordert — angesehener Leute Kind, reich, hübsch und schmuck ist: — ist es dann wohl zu wundern, wenn man daraus schließt, daß er der Tochter und dem Vater gefallen wird, und

daß die jungen Leute ein Paar werden? Man sagt auch —

Man sagt? rief Quintin, und eiskalter Schweiß stand ihm an der Stirne: Ich bitt euch, Mutter, was sagt man? —

Nun, daß sie sich auf den Fasching heirathen sollen. Der junge Mensch reist nur noch nach Hause. — Aber, mein Gott, was fehlt dir, Quintin? Dir wird übel? — Quintin flimmerte Alles vor den Augen, er mußte sich auf den Tisch stützen, um nicht vom Stuhle zu fallen. Die Mutter sprang erschrocken zu ihm hin, goß ihm Wasser übers Gesicht und bemerkte erst jetzt die Blässe seiner Wangen, das Erlöschen seines Auges. Sie löste die Knöpfe seines Wammses, lüftete ihm den Hals — er athmete tief auf, aber er war nicht im Stande, etwas Weiteres zu hören, oder in der Stube zu bleiben. Eine innere Angst trieb ihn fort, hinaus in die stürmische kalte Winternacht, wo eisiger Regen fiel, und Finsterniß und Frost, unbarmherzig wie sein Schicksal überhaupt, ihn feindselig und schmerzend umfingen. Wie sinnlos irrte er, ohne zu fühlen, daß der Regen ihn durchnäßte, daß seine Glieder vor Frost zitter-

ten, von Straße zu Straße, und gelangte endlich vor die Stadt hinaus an den Fluß.

Der Mond stand am Himmel, aber viele Regenwolken verschleyerten ihn, breit ausgegossen zog der Fluß dahin, dem Meere zu. In ungewissem Dämmerschein erhoben sich dort die Masten und Segel der Schiffe, es seufzte der Wind, es klatschte der Regen im Tackelwerk. — Er gedachte des Abends vor etwa zwey Monathen, wo er unglücklich, wie jetzt, aber doch nicht so ganz hoffnungslos zerstört, an diesem Platz gesessen hatte, und wie Alles, statt besser, seitdem noch viel schlechter gekommen war. Das unaufhörlich Leidenvolle seines Geschickes ergriff ihn mit schmerzlicher Gewalt, ein Leben voll Gram und jeder Freude baar lag wie eine endlose Wüste — wie die neblig flache Ebene unübersehbar und unaushaltbar vor ihm. Jetzt trat er an den Fluß, er blickte über das glattgemauerte Ufer hinab, die Wellen gingen so still, die Regentropfen, die laut auf das steinige Ufer fielen, klatschten beruhigend in der kaum bewegten Fluth — eine schmerzliche Sehnsucht erfüllte seine Seele. Ach, Ruhe, Ruhe! und ein Ende dieser Stürme, die ewig unstillbar meine Brust zerreißen — so dachte er — wenn es

auch dort unten im Flußbett wäre! Der Wunsch, seine Leiden zu enden, und das Entsetzen vor dem Verbrechen des Selbstmordes kämpften in seiner Brust. Da war es ihm, als erblicke er plötzlich in einiger Entfernung die Gestalt seiner Mutter, welche bittend die Arme nach ihm ausstreckte. Ein Schauer ergriff ihn, seine Thränen brachen hervor, er eilte auf die Flehende zu. Es war Täuschung! Der ungewisse Mondesstrahl hatte in den Schatten und Stämmen der Weiden am Ufer ihm ein trügerisches Bild vorgespiegelt; aber es hatte hingereicht, seinen wilden Vorsatz zu brechen. Was würde aus meiner Mutter werden! dachte er, und schauderte vor den Empfindungen, welche sich erst so mächtig in seiner Seele geregt hatten. Nein, ich will leben für sie, ich will Alles thun für sie, auch den Jammer meines Schicksals gelassen tragen!

Dieser Entschluß goß zuerst einen Anschein von Frieden in sein heftig bewegtes Gemüth, aber mit ihm zeigte sich auch das Gefühl körperlicher Erschöpfung und Hinfälligkeit. Mühsam schleppte er sich nach Hause, ein Lichtschimmer durch die Spalte der Thüre sagte ihm, daß die treue Mutter noch wache und des Spätheimkeh-

renden harre. Angstvoll und freudig trat sie ihm entgegen, sie wollte ihn schelten, aber sie vermochte es nicht; denn sie sah ihn todtenbleich und matt auf die Bank zunächst der Thüre hinsinken. Mit zitternden Händen brachte sie ihn zu Bette, bereitete noch eine Erquickung für ihn, und legte sich dann gleichfalls mit bekümmerter Seele nieder, und horchte in unruhigem Schlummer oft nach ihm hin, ob er auch schlafe und was er mache.

Quintin fühlte sich am Morgen recht krank; dennoch raffte er sich zeitig auf. Wenn er nicht arbeitete, hatte die Mutter nichts zu leben; und dann mußte er sich selbst überzeugen, er mußte sehen, hören, was in de Vrindts Hause vorgegangen war, und noch vorging. Seine Kameraden, die ihn einige Zeit nicht gesehen hatten, erschracken über sein Aussehen — seine Züge waren verfallen, sein Auge trübe, und man sah die Anstrengung, welche ihn jeder Streich mit dem Hammer kostete. Jetzt ging das Fenster auf, Margarethe lehnte sich heraus. — War es Wahrheit, war es Täuschung? Auch sie schien etwas blaß und leidend; ja, es dünkte Quintin, als zeige sich um ihre Augen ein feiner blaßrother Rand, die Spur vergoß-

ner Thränen. — Schweigend, tiefathmend betrachtete er sie, verschwunden war in diesem Augenblick jedes Gefühl von Krankheit und Ermattung, seine Seele war in seinen Augen, und diese hingen unwandelbar an dem geliebten Bild. Nach einer Weile wendete sie sich, wie gewöhnlich, herum, nach der Seite der Schmiede. — Quintin, der gerade mit einem glühenden Eisen vor der Thüre der Werkstatt stand, fiel ihr sogleich ins Auge, das Seine begegnete ihr, und er sah — dießmahl war es keine Täuschung! — eine hohe Röthe goß sich plötzlich über ihr Gesicht, und ein Ausdruck froher Überraschung schwebte um ihre Lippen. Aber sie sah noch einmahl hin; ein wehmüthiger Zug überschattete die schönen braunen Augen, sie wandte sich ab — ein schwerer Seufzer hob ihre Brust; sie stützte den schönen Arm auf den Fensterstein, lehnte das niedliche Köpfchen darauf, und Quintin glaubte zu sehen, wie sie eine Thräne wegwischte. — Was sollte das bedeuten? Was war ihr? Konnte sein Schicksal ihr Antheil einflößen? Wußte sie denn nur, daß er auf der Welt war? War sie nicht Braut, oder liebte sie ihren Bräutigam nicht, und beweinte den Zwang, den ihr vielleicht der Vater that? Er war außer sich, er

hörte nicht mehr, was seine Kameraden zu ihm sagten — er hätte sein Leben darum gegeben, jetzt nur Eine dieser Fragen gelöst zu sehen.

Aber das Gespräch der Kameraden ward lauter, und sein Inhalt rief den Träumenden aus seiner Gedankenwelt zurück: Siehst du? Da kommt er. — Wie er aussieht! — Wie ein rechter Geck! — So geschniegelt und geputzt! — Nein, fiel der Altgeselle ein, das ist kein Bräutigam für das lebhafte, rüstige Mägdlein, die Margarethe! — Das ist kein Mann, das ist eine Zierpuppe!

Quintin fuhren diese Worte durchs Herz; auch er blickte die Straße hinab, und sah den jungen Mann, den er schon öfters hier vorbeygehn gesehn, heut in vollem Staate daher spazieren. Ein hellgelber Leibrock bekleidete ihn von der Brust bis an die Knie, mit himmelblauen Sammetstreifen viermahl am untern Rande besetzt. Eben so gelb, mit Blau gepufft, waren die schmalen Achselverzierungen, und aus denselben kamen die Arme, in den dunkelrothen Sammet des Unterkleides gehüllt, hervor, welches Schenkel und Füße mit eben dieser Farbe bekleidete, und mit schwarzen Streifen und Litzen aufs zierlichste besetzt war. Um Hals und

Brust aber, die der Leibrock nur zum Theil bedeckte, zog sich das feine Hemd mit einer Spitzenkrause am Halse besetzt und mit eingewirkten Goldstreifen geziert, die sich wie ein reiches Halsband unter der Krause schlossen. Auf dem Kopfe hatte er ein Barett gleichfalls von rothem Sammet mit schwarzer Seide ausgenäht und mit schneeweißen Federn geschmückt, unter welchem die künstlich geringelten Locken bis auf die Schultern fielen, und an der Seite hing ihm ein breites Schwert in einer so reich gearbeiteten Scheide und mit so fein verziertem Griffe, daß man wohl sehen konnte, mit dieser Waffe sey es nur auf Schmuck und nicht auf Ernst abgesehen. So kam er, höchlich mit sich selbst zufrieden, die Straße herauf, und war sich des vortheilhaften Eindrucks bewußt, den seine Figur machen mußte. Quintins Blut wallte in lebhaften Zornesregungen auf, seine Finger krümmten sich krampfhaft um das Eisen, welches er hielt, und es stieg die Begierde in ihm auf, das geputzte Männchen mit diesem, seinem schönen Staate zum Trotz, die Gasse hinab zu jagen.

Margarethe hatte ihn erblickt; sie fuhr wie erschrocken zurück und zog das Fenster zu. War es Schrecken, war es Freude, den schönen

Freyer zu sehn? Quintin wußte es nicht; aber es stürmte immer heftiger in seiner Brust. Jetzt war der geputzte Geselle bis an den Ort gekommen, wo Quintins Kameraden, vielleicht um jenen zu necken, sich mit ihrer Arbeit und ihrem Geräth etwas breit in der Straße gemacht hatten, und jener nicht wohl vorbey konnte.

Platz da! rief der Fremde, und stieß den Gesellen, der ihm zunächst stand, auf die Seite.

Hoho! rief der Schmiedegeselle: — Nicht so eilig! — Ihr könnt warten, bis wir da mit dem Eisen fertig sind —

Warten? Schurke! Ein Mann, wie ich, warten? — Und somit drang er vor. — Aber Quintin sprang hinzu, seine Eisenstange in der Hand. Schurke? rief er: Der das sagt, ist selbst einer, und wenn er hundertmahl ein Schwert an der Seite trägt. Heraus damit, wenn Ihr Lust und Muth habt! Der Fremde fuhr zurück, die drohende Gestalt des kräftigen Jünglings, sein flammendes Auge, das lange Eisen in seiner Hand — alles schreckte den Zierlichen. Laßt das! Laßt das! rief er: Es war nicht so gemeint! Geht mir vom Leibe mit dem Eisen! — Und bey diesen Worten hatte er die Thürschwelle er-

reicht und mit aller Macht an der Klingel gerissen.

Memme! rief Quintin erzürnt, und warf ihm, wie er ins Haus schlüpfte, die Eisenstange nach, daß sie klirrend auf die Thürstaffeln fiel. Jener aber eilte, was er konnte, den Hausgang hinauf, und die Schmiedegesellen schickten ihm ein unbändiges Gelächter nach. Nur Quintin lachte nicht. Das war sein Nebenbuhler! Und diesen Zieraffen sollte Margarethe lieben, oder ihm zum Opfer gebracht werden? Das Eine kam ihm so entsetzlich vor, als das Andere; er versank in die düstersten Gedanken, mit diesen kam das Gefühl seines Unglücks und seiner körperlichen Erschöpfung zurück. Sein Übelbefinden nahm von Viertelstunde zu Viertelstunde zu. Mitleidig riethen ihm die Kameraden nach Hause zu gehn; er wollte dennoch bleiben, er wollte die Wiederkunft des Zierlichen abwarten, er strengte sich an zu arbeiten, die müde Hand sank mit dem schweren Hammer nieder. Endlich schlug die Mittagsstunde, der Fremde erschien nicht, die Arbeiter verließen die Werkstatt. — War der Fremde de Brindts Gast für den ganzen Tag? War heute vielleicht Verlobung? Mit Centnerschwere

fiel dieser Gedanke auf sein Herz. Er war kaum im Stande, sich aufrecht zu halten; einer seiner Kameraden führte ihn hülfreich nach Hause zur Mutter, die erschrocken die jähen Fortschritte der Krankheit an dem Aussehen ihres Sohnes bemerkte.

Den zierlichen Gesellen hatte indessen de Vrindt aufs höflichste empfangen, und nicht ohne Verwunderung die Zeichen innerlicher Erschütterung und Schreckens an ihm bemerkt. Er befragte ihn darum, ob ihm etwas Unangenehmes zugestoßen wäre? De Bos war mit einer Erzählung bald fertig, wie die Schmiedegesellen sich übermüthig benommen und er die Wichte dafür mit dem Degen habe züchtigen wollen, wie sich aber Vorübergehende dreingelegt, und, seinen gerechten Unwillen beschwichtigend, ihn vermocht hätten, das gezückte Schwert einzustecken, und seinen Weg ruhig zu verfolgen. Da glaubte de Vrindt an einem der Schüler, der durchs Fenster den ganzen Hergang hatte sehen können, ein boßhaftes Lachen zu bemerken; auch war ihm de Bos Blässe und das merkliche Zittern seiner Hand nicht entgangen, und er hielt von dieser Geschichte, so viel er wollte. Indessen war er wieder an seine Staffeley ge-

gangen; de Vos stellte sich neben ihn, und ergoß sich in geblümten Redensarten über das, was er auf der Tafel vorgestellt sah, diese Pracht der Farben, diesen Reichthum und diese Genauigkeit in der Ausführung des Schmuckes jeder kleinsten Zier an Waffen und Geräthschaften! — —

De Vrindt hörte eine Weile zu und mahlte kopfschüttelnd fort. Endlich begann er etwas ungeduldig: Ist euch denn das das Höchste und Erste, junger Herr? Ich dächte doch, der Geist und Sinn des Ganzen, die menschliche Gestalt, ihre Verhältnisse und ihr Ausdruck seyen auch etwas werth?

Unbezweifelt, unterbrach Jener einlenkend: — Allerdings, Meister de Vrindt, und ich bin von der Richtigkeit eurer Zeichnung, wie von der Zusammenstellung eurer Gestalten entzückt; aber mir müßt ihr es nicht verdenken, wenn gerade dieser Schmuck, das Liebliche und Zarte, das Tiefe und Sinnige, was hier unter scheinbar außerwesentlicher Zufälligkeit verborgen liegt, und doch das Herz so innig und gleichsam unbewußt bewegt, mir sehr wichtig scheint!

Ach, was wollt ihr mit dem Allen? rief de

Brindt: Ich verstehe euch nicht recht, und ich zweifle, ob ihr euch selbst versteht!

De Bos schwieg einen Augenblick. — Er war empfindlich geworden, und mochte doch dem Vater seiner Angebetheten nicht gern etwas Bitteres sagen. So faßte er sich und begann endlich: Ich bin ein Blumenmahler, ihr wißt es, es sind diese unschuldigen Wesen, diese Kinder der Natur, bey denen keine Kunst, keine Schule, kein Lebensverhältniß etwas an ihren angebornen Eigenschaften verändert oder umgestimmt hat — welche in der bewußtlosen Schönheit und Wahrheit ihres anerschaffenen Wesens zu meinem Herzen sprechen, und mir manchen geheimen Sinn, der in ihnen und der Welt liegt, zu deuten scheinen. Sie in all ihrem Reiz, ihrer Fülle, Farbenpracht, Weichheit und Unschuld wiederzugeben, ist mein höchstes Bestreben, mein ehrenvoller Zweck; ihn achte ich so hoch, als nur je ein Künstler das Ziel seines Strebens achten kann. Ich begehre nicht den hohen Werth der Kunstgebilde anderer Meister zu tadeln; auch die Menschengestalt ist etwas Hohes und Schönes: aber wie selten kommen wir dazu, sie in ihrer ursprünglichen Schönheit und Würde, unentstellt durch Landestracht, Leidenschaft, Ange-

wöhnung u. s. w. zu erblicken? Wo hingegen meine Blumen —

Ja, ja! entgegnete de Brindt: — Die Blumen sind wohl hübsch an sich, und ihr versteht es, sie täuschend wahr darzustellen. — Habe ich mich doch selbst ein Paarmahl auf der Versuchung ertappt, einen Käfer oder Schmetterling von den Rosen, worauf ihr sie hingemahlt, wegscheuchen zu wollen —

De Bos lächelte beyfällig: — Ihr seyd zu gütig. Es ist wahr, mir gelingt es zuweilen, diese kleinen Thierchen ziemlich wahr darzustellen; aber ich habe mir es auch Mühe genug kosten lassen, sie aufs Genaueste abzucontrefeyen, und ich weiß, was ich hierin geleistet. Nun kann ich aber auch auftreten und sagen: Nehmt eine scharfe Brille, ein Vergrößerungsglas, wenn ihr wollt, untersucht meine Insekten, die Dornen, die Staubfäden, die Blätterrippen u. s. w. an meinen Blumen, und ich fordere euch auf, ob ihr nur auch ein haargroßes Theilchen entdecken könnt, in welchem sie nicht das treueste Abbild der Natur wären!

Wenn ihr euern Stolz hierein setzt, erwiederte der Alte, indem er fortfuhr zu mahlen, so habet ihr wirklich das Höchste erreicht. Nur

kann ich nicht mit euch einstimmen, und halte die menschliche Gestalt, die Affekte, welche sich in ihr ausdrücken, das Sprechende in Zügen und Geberden, wodurch dem, der das Bild ansieht, klar wird, was der Meister wollte, und die beabsichtigten Empfindungen in ihm erweckt werden, für den edelsten Vorwurf unserer Kunst.

Dennoch, versetzte der Andere, haben große Meister nicht verschmäht, auf Blumen, Schmuck und zufällige Zierrathen vielen Fleiß zu verwenden, und dadurch bewiesen, daß sie auf diese scheinbaren Nebendinge keinen geringen Werth legen. Erlaubt mir, einen großen Gewährsmann für mich anzuführen — van Eyk! — Ach, ich sehe, euer Auge strahlt bey dem Klange dieses Nahmens, so wie mir in der innersten Tiefe meines Herzens eine Sonne aufzugehen scheint.

Zur Sache, lieber Meister! unterbrach ihn de Vrindt.

„Ihr kennt van Eyks Tafeln. Habt ihr nicht selbst den Reichthum, die Pracht und Fülle der Edelgesteine, der Blumen, der mannigfachen Zier bewundert, die dieser göttliche Meister gleichsam unbewußt wie eine strahlende Glorie um die Gestalten verbreitet, welche seine Ein=

bildungskraft geboren, und sein Pinsel uns dargestellt hat? Scheinen nicht seine Edelsteine zu ihren Füßen in Blumen aufzugehn, und seine Blumen sich zu Edelsteinen und Zierrathen an Gewändern und Geräthen verhärtet zu haben?“

„„Ach, ich bitte euch, schweigt mit dem tollen Zeug, Meister de Bos! Wenn die Edelsteine, Blumen und Schnörkel an van Eyks Tafeln für euch den meisten Werth haben, dann, meine ich, habt ihr den großen Meister und sein Gemüth noch nicht begriffen. — Aber wie ists? Ihr wolltet mir ja einen Brief von eurem Herrn Vater aus Herzogenbusch bringen?““

Hier ist er, erwiederte der junge Mensch eilfertig, indem er die Rolle, mit Seidenfaden gebunden, anmuthig aus dem Busen zog: Schon bey meinem Eintritte sollte er das Erste seyn, wovon ich euch zu sprechen mir vorgenommen hatte; aber der Auftritt mit den groben Schmiedegesellen da gegenüber hatte meine Geister in Unordnung gebracht, und späterhin hielt eure Arbeit an der Staffeley und unser Gespräch über so anziehende Gegenstände meine Sinne gefesselt.

De Vrindt schlug den Brief auseinander, und sah flüchtig auf die ersten Zeilen: — Euer

Herr Vater scheint mit euren Absichten wohl zufrieden —

„Er schätzet sichs zur größten Ehre, so wie ich keineswegs zweifeln kann; das Glück meines Lebens in dieser Verbindung zu finden. Die Schönheit und die zierliche Anmuth eurer Jungfrau Tochter, welche mein Herz bezaubert haben, dann die Aussicht auf eure Güte und Anleitung, welche mir auf dem Wege meiner Kunst forthelfen sollen, alles dieß, was ich meinem Herrn Vater zu melden nicht versäumt habe, konnte nicht anders als den Wunsch, welchen er längst genährt, noch bestimmter anregen, ein Band, von dem das Glück seines einzigen Sohnes abhängt, je eher, je lieber geschlossen zu sehn; und er trägt mir in einem beygeschlossenen Zettel noch eigends auf, in Rücksicht der Bedingungen, des Witwengehaltes, Heirathsgutes und aller solcher Nebenumstände ganz dem Drange meines liebenden Herzens und eurem väterlichen Ausspruche unbedingt zu folgen.“

De Vrindt hatte während dieser langen Rede den Brief des alten Handelsherrn durchlesen, und sein Inhalt schien ihm eben so annehmbar als verständig. So wäre nun, hob er an, Alles so ziemlich in Ordnung, und ich den-

ke, Margarethe wird auch wohl zufrieden seyn. Wie steht ihr mit ihr, Meister Johann, und habt ihr sie heute schon gesprochen?

Mit nichten, antwortete der Mahler, und ich muß aufrichtig gestehn, das Benehmen eurer Jungfrau Tochter ist noch nicht ganz so, wie ich es wünschte und hoffte. Nicht als ob ich im Ernste fürchten müßte, ihr zu mißfallen; Gottlob! — ich kann ohne Prahlerey sagen, daß ich beym Frauengeschlecht sonst nicht unglücklich gewesen, und daß ich nichts weniger als verzweifle, auch den — Schein von Sprödigkeit oder Gleichgültigkeit, den euer holdes Töchterlein geflissentlich annimmt, wenn sie mit mir spricht, am Strahle meiner Liebe und meines Eifers, ihr zu dienen, schmelzen zu sehen. Bis jetzt aber — die Wahrheit zu sagen — kommt sie mir nicht auf die Weise entgegen, die ich von jeher zu finden gewohnt bin, und die ich wahrlich in meinen Umständen wohl von einem jungen Mädchen, für das ich mich erkläre, fordern zu können glaube.

De Vrindt schwieg, und schüttelte wieder ein wenig mit dem Haupte; aber de Vos nahm keine Notiz davon, und fuhr fort, unter dem Schein der Bescheidenheit seine Verdienste herauszustreichen, und seine Verwunderung zu äu-

ßern, daß er so vielen Widerstand bey Margarethen finde, und was sie denn am Ende mit dieser Verstellung wolle?

Sorgt nicht! unterbrach endlich de Vrindt seine Klagen: Ich werde befehlen, und Margarethe wird gehorchen. Es ist nicht Sitte bey uns, daß die Töchter in solchen Dingen einen Willen haben. Ihnen fehlt es an Erfahrung wie an Beurtheilung überhaupt; auch wollte ich ihr nicht rathen, sich eine wirkliche Widersetzlichkeit gegen meine Befehle erlauben zu wollen. Euch aber, junger Herr, möchte ich auf eurer Seite auch empfehlen, mit etwas weniger Zuversichtlichkeit zu Werke zu gehn, und lieber bedacht zu seyn, wie ihr euch dem Mädchen gefällig machen wollt; denn Strenge, ja, eigentliche Strenge möchte ich gegen mein einziges und sonst frommes Kind nicht gern brauchen müssen.

De Bos verbeugte sich lächelnd: Ich werde mir euren Rath, werthester Herr Vater, — denn ich erlaube mir, euch, in Hoffnung, also zu nennen — zu Nutze machen, und es müßte wunderlich zugehn, wenn es mir gerade hier mißglücken sollte.

Während dieser letzten Worte hatte de

Brindt die Palette und den Mahlerstock, die er, um den Brief lesen zu können, vorher hatte sinken lassen, wieder erhoben, und setzte seine Arbeit fort. Der junge Mann aber, nachdem er noch eine Weile zugesehn, allerley geschwatzt, und vergebens gewartet hatte, daß der Vater Margarethen würde rufen lassen, empfahl sich endlich, wußte aber beym Hinausgehn die Magd zu bewegen, daß sie, ihn durch den Hof und kleinen Garten führend, die Hinterthüre in die rückwärts gelegene Straße öffnete; denn er hatte nicht Lust, an der Schmiede vorbey zu gehn.

Margarethe erfuhr das, und sie war Zeuginn jenes Auftrittes mit Quintin gewesen. — Es diente nicht dazu, diesem in ihrer Meinung zu schaden, so wie de Vos, der nie etwas bey ihr gegolten hatte, jetzt noch tiefer gesunken war. Überhaupt war mit Margarethens Stimmung seit einiger Zeit eine Veränderung vorgegangen, deren sie sich vielleicht selbst kaum bewußt war, oder die sie sich nicht gestehen wollte, und mit einer inneren Unruhe, die sie vergebens vor sich selbst zu verbergen oder anderwärtig zu erklären versuchte, erwartete sie den nächsten Morgen und die Viertel-

stunde, in welcher sie des Vaters Werkstube aufzuräumen gewohnt war.

Aber da war kein Quintin zu sehen und eben so nicht den folgenden dritten, vierten, endlich den achten Tag! Eine heftige Angst bemeisterte sich Margarethens, sie legte sich auf Kundschaft, sie gab der Base den Auftrag zu forschen, und erfuhr zuletzt, daß der hübsche Schmiedegeselle gefährlich darnieder liege, von aller Hülfe, von jeder Erleichterung seines Zustandes entblößt, daß er nicht allein durch die Schmerzen der gegenwärtigen Krankheit, sondern auch durch die Sorge für die Zukunft seiner verlassenen Mutter leide, indem, wenn auch sein Körper diesem Sturme zu widerstehen vermöchte, er denn doch lange Zeit außer Stande seyn würde, sein mühevolles Handwerk zu treiben, und sich und seiner Mutter Brot zu verschaffen.

Margarethe konnte den Bericht der Base nicht ohne die tiefste Rührung anhören, die sich bald durch heiße Thränen kund gab. Auch die Base war sehr bewegt, und die guten Frauenseelen gingen nun miteinander zu Rathe, wie wohl dem Unglücklichen und seiner Mutter zu helfen, oder ihnen doch eine Erleichterung zu schaffen seyn möchte. Geradezu ihnen Geld zu

schicken wäre das Leichteste und Einfachste gewesen; aber dazu konnte Margarethe sich nicht entschließen, obwohl die Base nicht begriff, was sie denn für Gründe haben könnte, mit diesen armen Leuten so viel Umstände zu machen. Endlich ward beschlossen, durch eine treue, bejahrte Frau, Brigitte genannt, welche in der Nähe wohnte, und längst zu allerley kleinen Ausrichtungen im de Brindtschen Hause gebraucht worden war, täglich einige gesunde und einfache Speisen hinzusenden, wobey der Alten gebothen wurde, durchaus nicht zu sagen, wer sie schicke, und sich unter der Hand zu erkundigen, was der Mutter etwa in ihrem Haushalt am dringendsten nöthig seyn möchte.

Frau Brigitte versprach alles aufs genaueste zu vollziehen, und wirklich hätte Margarethe ihren künstlichen Auftrag in keine geschicktere Hand geben können. Schon am Abend desselben Tages hatte Brigitte ausgekundschaftet, wo Messis Mutter wohnte, und trat, mit einem Deckelkorbe am Arm, der Margarethens milde Spende enthielt, den Weg nach der entlegenen Hütte an, in welcher der Schmiedegeselle mit seiner alten Mutter in Kummer und Leiden lebte.

Das Bild der bittersten Armuth stellte sich ihr dar, wie sie in die Stube trat, und dennoch bey dem gänzlichen Mangel an jeder Bequemlichkeit die äußerste Reinlichkeit. Die Mutter erstaunte über den unbekannten Besuch; aber ihr Staunen ging in Freude und dankbare Rührung über, als Frau Brigitte die Ursache ihrer Hierherkunft erklärte, ihren Korb lüftete und versicherte, daß sie nun jeden Tag mit gleicher Spende erscheinen würde, und der Kranke auch sonst noch auf die Unterstützung seines unbekannten Wohlthäters rechnen dürfe. Die gute Matrone wußte sich vor Freude und Dankbarkeit nicht zu fassen, bedauerte nur, daß ihr Sohn zu schwach, zu sehr von Fieber und Betäubung befangen sey, als daß sie ihm sein Glück hätte bekannt machen können, dankte mit Thränen der dienstfertigen Bothinn und noch mehr dem hülfreichen Unbekannten, und erzählte in der Freude ihres Herzens alles, was Brigitte ihr von ihrem Sohne, von den Ereignissen der letzten Tage, von seiner Schwermuth u. s. w. abzufragen nöthig fand.

Reich mit Nachrichten und Hindeutungen beladen, aus welchen Margarethens Herz sich nehmen und auslegen konnte, was es wollte,

erschien Frau Brigitte nun den folgenden Tag in de Vrindts Hause, um die Speisen für den Kranken abzuhohlen, und Margarethe sog mit innerer Freude die Kunden ein, welche ihrer Phantasie ein weites Feld eröffneten, um sich mit Wohlgefallen darauf zu ergehen.

Bey ihren folgenden Besuchen in Messis Hütte erkannte Frau Brigitte bald, woran es hier eigentlich gebrochen hatte und noch gebrach. Es fehlte fast an Allem, was einem Kranken zur Pflege und Herstellung nöthig war, vorzüglich an einem Arzt, und obwohl die gesunden und wohl zugerichteten Speisen (so oft es, ohne Aufsehen zu erregen, geschehen konnte, hatte sie Margarethe selbst bereitet) Vieles zur Heilung und Wiedererlangung der Kräfte bey Quintin beytrugen, so war es doch ohne ärztliche Hülfe und ohne so manche andere Erleichterungen und Stärkungen, wovon hier bisher keine Rede seyn konnte, nicht möglich, daß der Kranke wirklich und dauernd genesen könne. Sie erklärte das den beyden Frauen im de Vrindtschen Hause; denn Margarethe hatte klüglich die Base in ihre Angelegenheit zu verflechten, ja dieser den Anschein der Hauptperson zu geben gewußt und es ward beschlos-

sen, daß Frau Brigitte ihren Arzt unter hinreichenden Versprechungen bewegen sollte, den Kranken zu besuchen; die Base aber und Margarethe waren geschäftig, allerley Kleinigkeiten an Wäsche, Geräthschaft u. s. w. zu bereiten, womit Brigitte dem Mangel an solchen Dingen in der Witwe Hause steuern sollte. Alles wurde nun für die Witwe gethan, und des Sohnes nur beyher erwähnt; Frau Brigitte hätte aber nicht so klug seyn müssen, wie sie wirklich war, um hier nicht klar zu sehen, und sich Margarethens Zutrauen und Neigung immer mehr zu verdienen, indem sie in die Berichte, welche sie der Base abstattete, so viel als nöthig war, von des armen Kranken Schwermuth, dem Ausspruche des Arztes, daß hier eine Gemüthskrankheit zum Grunde liegen müsse, und von dem Lob einfließen ließ, welches die Mutter, der Arzt und alle Nachbarn dem braven Jünglinge gaben.

Die Witwe Messis und ihr kranker Sohn waren nun das gewöhnliche Gespräch der beyden Jungfrauen, wenn sie in den langen Winterabenden beysammen saßen, und wenn bey Margarethen ein lebhafteres Gefühl sich unter der Maske bloßer Menschenliebe verber-

gen mußte, so fühlte doch auch die Base ihr einförmiges Leben durch diesen Zwischenfall angenehm bewegt, und die Rücksicht, daß der Gegenstand ihres Mitleids ein hübscher, wohlgesitteter Jüngling war, legte bey der alternden Jungfrau ein kleines Gewicht in die Schale ihres guten Willens.

Quintin aber fing an unter der Aufsicht des Arztes, bey gehörigen Mitteln und guter Kost, sich zu erhohlen. Schwere Arbeit, Kummer und Noth waren die eigentlichen Ursachen seines Übels gewesen, und wenn es auch dem Arzte nicht möglich war, die eigentliche Quelle seiner Leiden zu heben, so war doch durch Pflege und zweckmäßige Behandlung so viel geschehn, daß Quintin nach einigen Wochen im Stande war, das Bette zu verlassen, neben seiner Mutter aufzusitzen, und beym kleinen aber schmackhaften Mahle den unbekannten Wohlthäter zu segnen, dessen Güte sie nun schon so lange Zeit diese Nahrung, den Besuch des Arztes, und so manche andere Hülfe dankten. Vergebens hatte die Witwe bisher gestrebt, zu erfahren, wer es sey, der sich ihrer so großmüthig annehme, vergebens hatte sie die kluge Unterhändlerinn auszuforschen gesucht, war ihr nach-

geschlichen, hatte sich bey den Nachbarn erkundigt; Frau Brigitte war zu schlau, um sich bloß zu geben, oder die Alte auch nur auf eine Spur gerathen zu lassen. — Aber gegen Quintin selbst glaubte sie dieser strengen Vorsicht nicht so benöthigt zu seyn; ja es kam ihr vor, als würde selbst Margarethe nicht sehr zürnen, wenn sie einen Strahl der Möglichkeit, daß die geheime Ursache seiner Leiden und die hülfreiche Seele, die sich seiner so schonend und edel annahm, vielleicht Ein und dasselbe Wesen seyn könnten, in des Jünglings Herz fallen ließ, doch immer so, daß nur Er die geheimen Winke verstehe, der Mutter aber Alles ein tiefes Geheimniß bleiben mußte.

Wie war Quintin zu Muthe, als zuerst diese entzückende Ahnung in ihm rege wurde, und nun allerley Umstände, auf die er sich nach und nach besann, sie immer klarer und glaubhafter entwickelten! Hatte sie doch gewiß seine wahnsinnige Liebe zu ihr bemerkt, sie gütig geduldet, ihm nicht darob gezürnt, und wohl am ersten aus ihrem Fenster sein längeres Wegbleiben aus der Werkstatt, die Ursache desselben und seine traurige Lage erfahren können! Tag und Nacht beschäftigte ihn die begeisternde

Möglichkeit, aber wohl zehnmahl in einem Tage wechselte Furcht und Hoffnung, Glauben und Unglauben in seiner heftig bewegten Seele, je nachdem irgend ein günstiger oder ungünstiger Umstand heller vor seinen Geist trat, und ihm seine kühne Muthmaßung wahrscheinlicher oder phantastischer vorkam. Doch wirkte auch selbst dieser schwankende Glaube mächtig auf sein Inneres, und dadurch auf seine Gesundheit. Seine Kräfte erhohlten sich, er konnte den ganzen Tag aufbleiben, sein Geist fing an wieder thätig zu werden, an Dingen außer ihm Theil zu nehmen, und nach und nach zu einer klarern Ansicht seiner Lage zu kommen.

Aber so wie diese sich allmählig ausbildete, so hörte auch das beglückende Gefühl auf, das ihn anfänglich bey dem Gedanken durchströmt hatte, es sey Margarethe, der er seine Wiederkehr ins Leben, und den freyen Gebrauch seines Geistes dankte. Es gab Augenblicke, wo er beynahe wünschte, es möchte nicht Margarethe seyn, von der er die geheime Unterstützung empfing; es drückte ihn, so tief unter dem Gegenstande seiner Liebe zu stehn, um von ihren Wohlthaten leben zu müssen, und er war mehr als einmahl geneigt, die Unterhändlerinn

zu bitten, ihm entweder seinen unbekannten Gönner zu nennen, oder ihm ein für allemahl für jede fernere Unterstützung zu danken. Ein Blick auf seine Mutter, auf die bittere Armuth, die ihn überall umgab, und die Überzeugung, daß er mit seiner geschwundenen Kraft noch lange nicht an die Rückkehr zu seinem Handwerk denken, und der Mutter also kein Brot würde verschaffen können, kämpften jenen stolzeren Gedanken jedesmahl nieder, und erschwerten durch die Last des Kummers, unter welcher sich des Jünglings Seele nicht erheben konnte, seine gänzliche Herstellung. So schlich Woche an Woche vorüber, und seine einzige Erhohlung war es, wenn er mit Rothstein auf jedes Fleckchen Papier, das er sich zu verschaffen wußte, zeichnen, und so in rohen Versuchen dem Trieb, der gewaltig in ihm arbeitete, Luft schaffen konnte. Schon allerley hatte er auf diese Art mit mehr oder weniger Erfolg geleistet, als er es endlich wagte, auch das geliebte Bildniß fest halten zu wollen, das seit Langem seinem Geiste mit immer gleicher Lebendigkeit vorschwebte. Hundert Versuche wurden gemacht, keiner glückte nach Wunsch, und die Mutter schalt oft über diesen nichtigen Zeitverderb, wie sie es nannte, und

meinte, wenn er sich bequemen möchte, ihr mit Baumwolleschlagen und Spinnen an die Hand zu gehn, es würde viel mehr dabey herauskommen, als bey diesen Kritzeleyen.

Aber Quintins sehnsüchtiger Fleiß ließ sich nicht irren, und endlich — endlich gelang es seinem heißen Streben. — Margarethens Züge lächelten ihn von dem Blatte an. Obwohl roh entworfen und mangelhaft ausgeführt, war doch die Ähnlichkeit so unverkennbar, daß die Mutter, wie ihr einst beym Aufräumen so ein Blatt in die Hände fiel, ausrief: J — je! das ist ja de Brindts Margarethe? — Und das hast du gezeichnet, Quintin? — und dem Sohn durch diesen Ausruf zwar die Gewährleistung für seine Kunst, aber auch den Verdruß brachte, sich verrathen zu sehen. Es ward ihm indessen leicht, unter einem wahrscheinlichen Vorwande die Mutter, welche eher an alles, als an einen solchen Unverstand ihres sonst so klugen Sohnes glauben konnte, sich in ein Mädchen zu verlieben, das in jedem Betrachte unerreichbar für ihn war, über die wahre Ursache seines künstlerischen Versuchs zu täuschen. Doch nahm er sich vor, künftig behuthsamer zu seyn, und die vielen neuen Copien und Proben,

die er in verschiedenen Stellungen ausführte, dem Auge der Mutter zu entziehen.

So süß aber auch diese Beschäftigung seiner einsamen Stunden war, und so tröstend Kunst und Liebe auf die Erheiterung seines Gemüthes wirkten, so fing er doch bald an einzusehen, daß es so nicht lange mehr würde bleiben können, daß noch manche Woche vergehen würde, bis seine Kräfte, die sehr langsam kamen, gänzlich erhohlt seyn, und ihm erlauben würden, sein gewohntes Handwerk zu treiben, daß der unbekannte Wohlthäter endlich seiner langwierigen Spenden müde werden und der Augenblick der Noth gebiethend eintreten könnte. Aber wie schmerzlich ihn diese Betrachtung auch oft aus seinen schönen Träumen aufstörte, wie sehr sie ihm jeden sparsamen Genuß verbitterte, so wußte er doch mit allem Sinnen, Trachten und Streben nichts zu entdecken, was er ergreifen oder thun sollte; denn gelernt hatte er auf der Welt nichts, als sein Schmiedehandwerk, und dieß war er jetzt außer Stande auszuüben.

Während aller dieser Sorgen und Leiden war die lustige Fastnachtszeit für die Wohlhabenden und Glücklichen der reichen Stadt Antwerpen gekommen. Öffentliche und häusliche

Lustbarkeiten, Schlittenfahrten, Eislaufen in wunderlichen Vermummungen und allegorischen Aufzügen, weltliche und geistliche Feyerlichkeiten wechselten mit einander ab, aber auch die Menschenliebe und manche stille Wohlthat fand da Raum für ihre Thätigkeit, und nicht selten waren jene Freuden und diese frommen Regungen enge mit einander verbunden, nach dem Geiste der damahligen Zeit, die in Schauspielen, Aufzügen und Kunstwerken so gern das kindliche Gefühl der Religiosität in seine Freuden und Genüsse mischte.

So war es unter anderm Brauch, daß die Schwachen und Armen, welche in den mannigfachen Hospitälern und Versorgungsanstalten erhalten wurden, die die reichen Einwohner dieser Stadt mit mildthätigem Sinn für ihre hülflosen Mitbürger gestiftet hatten, und freygebig unterhielten, in diesen Tagen allgemeiner Fröhlichkeit in langen Aufzügen durch die Straßen der Stadt gingen, bunt angezogene Puppen und andere phantastische Bilderey en mit sich trugen, vor den Häusern der wohlhabenden Bürger stille hielten, Gesänge absangen, und den Kindern, welche ihnen Almosen reichten, allerley kleine heilige Bilder schenkten, die diese dann

mit großer Freude ihren Ältern brachten. Hierzu war nun ein großer Vorrath solcher Bilderchen nothwendig, und ein Freund Quintins, der ihn in den Tagen seiner trüben Wiederherstellung öfters besucht hatte, und um seine dringende Noth wußte, gab ihm, als er eines Tages manchen nicht unglücklichen Versuch seines Freundes im Zeichnen sah, den Rath, solche Bilderchen, wie jene Prozessionen sie bedurften, leicht in Holz zu schneiden, und dann die Abdrücke anzumahlen, indem er ihm guten Absatz und Nutzen von dieser Arbeit verhieß.

Halb hoffend, halb ungläubig machte sich Quintin daran, den Rath seines Freundes, bey dem übrigens nichts zu wagen war, zu befolgen. Schon früher hatte er mit Holz, das er der Mutter vom Heerde genommen, mit alten Bretterchen, die in der Haushaltung vorfindig waren, Versuche zu Holzschneidereyen angestellt; nun sollte er, womit er aufs Ungefähr gespielt, im Ernste anwenden; und es gelang über alle Erwartung wohl. Zwar waren die ersten Versuche noch kaum brauchbar, aber es schien, als entwickele sich unter dem Arbeiten selbst ein immer höherer Geist in Quintin, als werde ihm jetzt recht klar, was er eigentlich wolle und

solle, als zeichneten sich Gestalten, Farben, Stellungen so treu und fest vor dem Auge seiner Seele, daß er sie nur aufs Papier oder Holz zu übertragen, und somit, was in ihm lebendig geworden war, auch äußerlich in die Erscheinung treten lassen dürfe. Der Freund erstaunte, als er wieder kam, er nahm den kleinen Vorrath mit, den Quintin indessen gefertigt hatte; die Bilderchen fanden reißenden Absatz, und der Freund kehrte in einigen Tagen mit einer Summe Geldes, die er dafür gelöset, wieder, welche Quintins kühnste Erwartung überstieg, und zum ersten Mahl den Strahl einer ungetrübten Freude in sein Gemüth fallen ließ; denn nun war bey fortgesetztem Fleiße nicht so bald an Noth für ihn und seine Mutter zu denken, und seinem innern Drange war ein Feld geöffnet, das ihm eine weite Aussicht in viel heitrere Fernen darboth.

Er fuhr also in seiner Arbeit fort, und zusehends gerieth jeder folgende Versuch besser als die vorhergehenden. – Gestalten und Gruppen drängten sich in seinem Geist, eine Fülle von Gedanken strömte ihm zu, mannigfache Zusammenstellungen, sinnreiche Deutungen fielen ihm ein, Licht und Schatten, Gewänder und Fal-

tenwurf ordneten und vertheilten sich wie von selbst unter seiner schaffenden Hand, die Figuren traten klar hervor, Ebenmaß der Glieder stellte sich ein, und der Freund konnte nicht genug bewundern, Quintin nicht genug arbeiten, und die Kinder nicht Geld genug von den Ältern erbitten, um die allerliebsten Bilderchen zu bezahlen, welche, wie nach und nach ruchbar wurde, ein armer Schmiedegeselle in Holz geschnitten und illuminirt hatte, der nie einen Unterricht im Zeichnen empfangen hatte.

Mangel und Kummer war nun nicht blos für den gegenwärtigen Augenblick, sondern für mehrere Zeit aus Quintins Hütte verbannt, und er genoß die einem guten Sohn so beglückende Beruhigung, seiner Mutter manchen lange entbehrten Genuß verschaffen, manche drückende Sorge von ihrer Seele nehmen zu können. Aber so wie dieser Erwerb im Gange war, vertrug es auch sein Stolz nicht mehr, fremde Wohlthaten, und am wenigsten, wenn seine Vermuthung gegründet war, die seiner Geliebten anzunehmen. Daher als Frau Brigitte, welche seit einiger Zeit zwar nicht mehr täglich, aber doch öfter kam, wieder mit einer Spende erschien, dankte er ihr recht herzlich für die Mü-

he, die sie seinetwegen seit so vieler Zeit auf sich genommen, gab ihr ein reichliches Bothenlohn, und bath sie, auch der wohlthätigen Seele, die sich seiner in seiner höchsten Noth so gnädig erbarmt hat, den wärmsten Dank in seinem Nahmen zu bringen, ihr zu sagen, daß das Andenken daran unauslöschlich und heilig in seiner Brust leben werde, und daß er sie flehentlich bitten lasse, wenn er gleich ihrer Unterstützung nicht mehr bedürfe, ihm ihre Huld und Theilnahme nicht zu entziehen.

Der Stolz, welcher sich in der Zurückweisung der ferneren Unterstützung kund gab, die glühende Wärme, womit der Dank ausgesprochen wurde, die räthselhafte Stellung der Worte, welche zu verstehen geben konnte, daß man die Geberinn errathen habe, selbst das Geschenk, das ihr in die Hand gedrückt worden war, und das man, in des Gebers Verhältnissen, immer bedeutend nennen konnte, alles das machte die gute Frau Brigitte einigermaßen bestürzt, und sie fand nicht sogleich Worte, um Quintins Anrede zu erwiedern. Endlich aber schien es ihr das Beste, gar nichts, weder von ihrer Verwunderung, noch von ihren Muthmaßungen zu äußern; sie dankte blos mit tiefen Knicks für

ihr Geschenk, versicherte, daß es dem Hause, aus welchem sie entsendet worden, leid seyn würde, nichts Weiteres für Herrn Messis thun zu können, und versprach, von Zeit zu Zeit wieder zu kommen und nachzusehen.

Wie sie fort, und nun um die nächste Straßenecke verschwunden war, fing es dem Jüngling an weh zu thun, daß er sie weggeschickt; es schien ihm, als habe sich mit ihr sein guter Engel entfernt. Es war ein stilles aber süßes Band zwischen ihm und der, die er heimlich verehrte, gewesen, es gereute ihn fast sein stolzer Schritt. Auch die Mutter schalt, wie sie hörte, was er gethan, und meinte, so armen Leuten, wie sie, stünde es gar nicht zu, aufzupochen, und eine Wohlthat, die eben so herzlich gemeint, als schonend gegeben worden war, aus Übermuth, wegen ein Paar Pfenningen, die nun im Hause wären, und bald verzehrt seyn würden, auszuschlagen. Diese Reden gaben aber dem Sohne sein ganzes Selbstgefühl wieder, und wenn er gleich in der stets gewagten Voraussetzung, daß die Unterhändlerinn von Margarethen käme, den nächsten Zusammenhang mit ihr aufgehoben hatte, so mußte

ihr Herz ihn verstehen, und darum nicht minder achten.

Frau Brigitte kam mit ihrem Auftrag zu Margarethen zurück, und erweckte ihr im ersten Augenblicke Unmuth, im zweyten, wie sie der Antwort des Jünglings nachdachte, fand sie so viel edlen Stolz, und, wenn er sie errathen hatte, so viel ehrfurchtsvolle Liebe gegen sie darin, daß sie nicht aufhören konnte, die Frau um Alles zu befragen, und diese ihr jeden Blick und jede Gebehrde des Schmiedes beschreiben mußte, bis es dieser endlich ganz klar wurde, was sie schon früher öfters geahnet, daß nicht die Base, sondern Margarethe die Hauptperson bey diesem wohlthätigen Werke, und hinter der christlichen Liebe sich eine andere des schönen Mädchens zu dem hübschen Jünglinge verberge; denn hübsch hatte sie Quintin jetzt, wo er im reinlichen Hausanzug ging, und die feine Röthe der Gesundheit sich über seine jugendlichen Wangen zu verbreiten anfing, immer gedünkt. Solch ein Wink war für eine Frau, wie Brigitte, genug, um sich hier auch künftig freyen Raum für Unterhandlungen, und eine Gelegenheit zu erhalten, wobey es mancherley zu verdienen geben konnte. Ihre Blicke schärften sich für Alles, was

im de Vrindtschen Hause geschah, und so konnte es ihr nicht entgehen, daß der junge reiche Mahler ein Freyer, und vom Vater begünstigt sey, aber im Herzen der Tochter nicht allein keinen Fürsprecher, sondern an dem schönen Schmiedegesellen einen gefährlichen Nebenbuhler habe; das Alles dünkte der Frau eine günstige Constellation, und sie beschloß, Vortheil daraus zu ziehen.

Sie machte nun, sobald sich die Gelegenheit ergab, Margarethen mit der neuen künstlerischen Beschäftigung ihres Schützlings bekannt; und sobald in den nächsten Tagen eine solche Prozession der Armen und Schwachen durch ihre Straße zog, wußte sich Margarethe durch eine reiche Spende mehrere von Quintins Bildern zu verschaffen, die sie bald an dem in einer Ecke verschlungenen Q. M. erkannte, eiligst zu ihrem Vater trug, und ihm die ganze Geschichte von dem Schmiedegesellen erzählte, den sie am vergangenen Pfingstfest auf dem Schützenplatz getroffen, dessen schönes Brunnengitter der Vater wohl kenne, und der nun in der Noth, um seine Mutter und sich zu erhalten, sein angebornes und noch unbekanntes Talent auf diese Weise gezeigt habe. Wohlweislich

verschwieg Margarethe den Antheil, welchen sie an seiner Unterstützung und Genesung genommen, und legte auch überhaupt Kälte und Ruhe genug in ihren Bericht, um den Vater zu täuschen. Weniger gelang es ihr mit de Vos, der eben jetzt eintrat, und dem heute das unverhoffte Glück zu Theil wurde, daß Margarethe nicht wie sonst gleich bey seinem Eintritte das Zimmer verließ. Sie wollte des Triumphs genießen, den Nebenbuhler unbewußt von ihm loben zu lassen. In dieser Absicht breitete sie die Bildchen vor ihm aus; aber sey es, daß zu viel Eifer aus ihrem Benehmen sprach, sey es, daß er jenes Auftrittes an der Schmiede gedachte, und die Möglichkeit, daß der derbe Geselle, der ihn herausgefordert, vielleicht eben derselbe wäre, der es jetzt wagte, in seine Kunst zu pfuschen, sey es, daß sein Geschmack am Zierlichen und mühsam Vollendeten ihm diese kräftigen aber etwas rohen Entwürfe verleidete, genug, er verwarf sie als etwas ganz Ungeschicktes und Verfehltes, und als der Vater ihn mit billigem Sinn darauf aufmerksam machte, daß der arme Mensch gar keine Anleitung gehabt, daß er Alles aus sich selbst geschöpft, und daß man ihm Sinn für Composition und Anlage zur Kunst

keineswegs absprechen könne, als Margarethe endlich, ein bißchen wärmer als sie gesollt, die wenn gleich rohe Kraft gegen die schwächliche Mühsamkeit in Schutz nahm, da stieg auch de Bos innerer Unmuth immer höher, er nannte alle diese Arbeiten Stümpereyen, und sprach ihrem Urheber alle Anlage zum künftigen Künstler rund ab. Hiermit hatte er nun sein Spiel bey Margarethen ganz verdorben, sie verließ das Zimmer unwillig, und der Gedanke, den sie längst unbestimmt in ihrem Herzen getragen, dem übermüthigen Gesellen, der doch keinen Sinn fürs Rechte, weder in der Liebe, noch in der Kunst habe, nie ihre Hand zu geben, bildete sich von diesem Augenblicke zum festen Entschlusse aus. Ach, dachte sie, und sprach es halblaut aus, wie sie über den dunkeln langen Gang von des Vaters Zimmer in ihr Stübchen zurück kehrte: Ach! Ich wollte, de Bos wäre der Schmied, und Quintin ein Mahler!

Ein Geräusch, das sie vernahm, erschreckte sie, und machte ihr ihre Unbesonnenheit, die geheimen Gedanken laut ausgesprochen zu haben, fühlbar. Ängstlich sah sie sich um, ob sie Jemand belauscht habe, aber sie konnte nichts gewahren, und ging mit dem Vorsatz, nie wieder ihrer

Zunge so unvorsichtiger Weise freyen Lauf zu lassen, in ihr Zimmer.

Aber jene Worte, welche Unwillen und geheime Neigung ihr entrissen, waren nicht ungehört geblieben, und ihre Furcht, behorcht zu seyn, nicht vergebens gewesen. Frau Brigitte, die sich allerley in de Brindts Hause zu schaffen gemacht, und nicht versäumt hatte, durch hingeworfene Worte und Bemerkungen das stille Feuer in Margarethens Brust heller anzufachen, hatte sich zufälliger Weise auf dem dunkeln Gange befunden, als Margarethe über denselben ging, sie hatte die Worte wohl verstanden, sich aber den nachforschenden Blicken des Mädchens zu entziehen gewußt, und sah nun mit Wohlgefallen ihre frühere Vermuthung zur Gewißheit bestätigt. Nun war sie darauf bedacht, die Sache ordentlich in Gang zu bringen, und sich beyden Partheyen nothwendig zu machen. Zu dem Ende ergriff sie die nächste Gelegenheit, Quintin zu besuchen, den sie zwar wieder etwas besser aussehend, als das letzte Mahl, aber noch stets in tiefe Schwermuth versenkt fand, die er vergebens in der Beschäftigung mit seinen Bilderchen zu verscheuchen strebte. Sie knüpfte ein Gespräch mit ihm darüber an,

fragte um sein Befinden, und er antwortete ihr mit wenig Worten, daß er sich zwar kräftiger, aber noch lange nicht im Stande fühle, sein gewohntes Handwerk wieder vorzunehmen, daß dieses ihm jetzt schwerer und unerträglicher dünke, als je, und daß er, wohin er blicke, in seiner Zukunft nichts als Kummer und Plage sehe.

Es sollte mich doch wundern, nahm Frau Brigitte wieder das Wort, wenn ein so geschickter Mann wie ihr, Herr Messis, nicht auf irgend eine andere Art, als nur mit dieser groben unbehülflichen Arbeit, euch euer Brot solltet verdienen können. „Ich habe sonst nichts gelernt — mein Vater war ein Schmied.“ — Wohl! Ihr habt eigends nichts gelernt, aber eure glückliche Natur hat euch zu so Manchem angeleitet. Seyd ihr doch ein Meister im Lautenspiel, weiß man doch, wer das schöne Brunnengitter verfertigt hat, und haben nicht eure Heiligenbilderchen ganz Antwerpen in Erstaunen gesetzt?

Ach schweigt! sagte Quintin mißmuthig.

Gewiß, antwortete die Frau: So habe ich in meine Ohren gehört, daß der alte de Vrindt — und auf dessen Urtheil ist doch zu gehn —

eure Bilder für eine tüchtige Arbeit, die viel verspricht, erklärt hat.

De Brindt, sagt ihr? fuhr Quintin auf, und eine Purpurgluth ergoß sich über seine Züge.

Ja, der alte Brindt. Seine Tochter, Jungfrau Margarethe, hat ihm vor einigen Tagen eure Bilderchen gezeigt. Sie lief gleich, wie sie sie von den Hospitälern bekommen hatte, in größter Hast zum Vater damit hinüber.

Quintins Brust flog — aber seine Augen starrten düster zur Erde. — Weiter, weiter! sagte er, als Frau Brigitte eine Weile inne hielt.

„Je nun, weiter weiß ich nichts, als daß der Vater eure Arbeit gelobt, und die Tochter deßwegen mit ihrem Bräutigam, oder was er ist, Streit gehabt hat.

Mit dem Meister de Vos? wegen meiner Bilder?

Oder wegen euch! Was weiß ichs! Ich hörte sie lebhaft im Zimmer streiten, und sah sie ganz erhitzt dasselbe verlassen; und wie sie über den Gang ging — sie bemerkte mich nicht, denn ich stand hinter dem großen Schranke neben der Treppenthüre, und der Gang ist dunkel — da

hörte ich sie sagen: Ach, ich wollte, de Bos wäre der Schmied, und Quintin ein Mahler!

Der Jüngling sprang auf: Das hat sie gesagt? und seine Wangen glühten, sein Auge sprühte Funken: Ich sollte ein Mahler seyn? Frau Brigitte! Ich, ein Mahler? — Ja! ich will, ich will es, und Gott wird mir Gnade geben. Er war außer sich, er sprang an den kleinen Wandschrank, nahm Alles heraus, was für den Augenblick an Baarschaft darin befindlich war, und drückte es der Freudenbothinn in die Hand. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Margarethe hatte sich über ihn geäußert, sie hatte den Wunsch ausgesprochen, der allein die Bedingung zu einer künftig möglichen Verbindung seyn konnte! —— Die kluge Unterhändlerinn entfernte sich sehr dankbar, und sehr entschlossen, dem jungen Paar aufs Beste zu dienen, und Quintin im Rausche seiner Freude dachte an Nichts, als wie er den Vorsatz, den Margarethens Wort gleich einem leuchtenden Funken aus seiner Seele geschlagen hatte, aufs kräftigste und schnellste in Ausübung setzen könnte.

Ja, er wollte ein Mahler werden! Das war es, was seit langem dunkel und schmerzlich in seiner Seele gelegen hatte. Jetzt war es

klar geworden, er war seiner selbst gewiß, er wußte, was er wollte, und nichts, oder nur wenig kümmerten ihn die Hindernisse, welche sich einer solchen Unternehmung entgegen setzen konnten, nicht seine Armuth, nicht sein niedriges Geschick, nicht der Mangel an Anleitung und Unterstützung. Er wollte ein Mahler werden! Margarethe hatte es ausgesprochen, er selbst es längst gefühlt. Von jetzt an hatte er nur diesen Gedanken, und sah nur dieß Ziel vor sich.

Mit rastlos angestrengtem Fleiß arbeitete er nun an seinen Bilderchen, die Liebe, die Begeisterung der Hoffnung führte seine Hand, sie gelangen über alle Erwartung, und wurden so gut bezahlt, ja von einigen kunstliebenden Freunden eigends bestellt, daß es kein vermessenes Erwarten für Quintin war, wenn er aus diesem Erwerb sich eine hübsche Summe zu verschaffen dachte, womit er für einige Zeit sich und seine Mutter erhalten, und die zu seiner Ausbildung nöthigen Reisen und Vorarbeiten zu bestreiten Willens war. Aber jetzt, als er auf dem Puncte stand, seine Vaterstadt zu verlassen, und sich für eine lange Zeit aus Margarethens Nähe zu verbannen, überlegte er erst, welche Gebirge von Hindernissen, welche

Möglichkeiten, ja welche Wahrscheinlichkeiten des Mißlingens zwischen dem gegenwärtigen Augenblick, und dem Ziele seiner Wünsche lagen. Wenn es ihm auch gelang, sich in seiner Kunst, wie er wünschte, zu vervollkommnen, wie manches Jahr mußte darüber hingehen! Und wenn er dann wieder zurück kam, konnte er hoffen, Margarethen noch frey wie jetzt, und noch gesinnt wie jetzt, zu finden?

Er wollte sich ihr entdecken, noch vor seiner Abreise mit ihr sprechen, ihr gestehen, wie glühend er sie liebe, welchen Entschluß ihr Wort in ihm geweckt, er wollte ihr ewige Treue schwören, ihren Schwur dagegen nehmen. —

Und war das redlich gehandelt? — Durfte er bey so ungewissen Aussichten über die Zukunft dieses Mädchens entscheiden, und sie zu einem Entschlusse bestimmen wollen, den sie hinterher bereuen, den sie vielleicht nur gegen ihres Vaters Willen, oder ihre eigenen spätern Ansichten würde behaupten können?

Nein, er wollte nicht mit ihr reden; schweigend wollte er sich entfernen, und nur durch Brigitten sollte sie erfahren, was aus ihm geworden war, das Übrige errathen, und thun, was ihr Herz sie hieß.

Dieß war der Entschluß, den er nach längerem Hin- und Herschwanken faßte, und nun suchte er selbst Brigitten auf, entdeckte ihr seinen unerschütterlichen Vorsatz, und nannte den nahen Tag seiner Abreise. Die Frau erschrack. Sie erinnerte sich wohl jener Worte, die sie vor einiger Zeit zu ihm gesagt, und was er geantwortet; aber sie hatte das, wie die Reden der Verliebten überhaupt, als einen Schaum betrachtet, den die Einbildungskraft auftreibt, und der wesenlos zerrinnt. Nun stand es fest und unwiderruflich vor ihr, und kam ihr ganz unglaublich und riesenhaft vor. Daher bestrebte sie sich, als sie überzeugt war, daß es dem Schmiedegesellen Ernst war, ein Mahler zu werden, ihm dieses Vorhaben als etwas Thörichtes, dessen phantastischer Grund ihr sehr wohl bekannt war, auszureden; aber sie bestrebte sich vergebens, und fand Quintin so frey von jeder übertriebenen Hoffnung, so klar mit den Beschwerden bekannt, denen er entgegen ging, aber auch so ruhig entschlossen, sie alle zu überwinden, daß sie sich endlich ergab, und ihm den Segen des Himmels zu seiner Reise wünschte. Aber nun eilte sie auch sogleich zu Margarethen, und theilte ihr diese Neuigkeit mit. Erstaunen,

Freude, Bewunderung und Schmerz zuckten abwechselnd durch des Mädchens Seele; eine Weile schwieg sie ganz, dann sagte sie: Er geht, und es ist kein Zweifel, daß ich ihn fortgetrieben. Wer weiß, wie es ihm ergehet, ob ich ihn je wieder sehen werde! Ich will doch Abschied von ihm nehmen. Ich habe ihn in meinem Leben nicht gesprochen. — Brigitte sah sie verwundernd an. Ja, ja, erwiederte Margarethe: Morgen gehe ich in die Frauenkirche zur Frühmesse; sag' ihm das, und bring ihn mit dir, oder — bestelle ihn lieber, und begleite mich!

Diese Worte vermehrten Brigittens Erstaunen. Sie hatte gemeint, eine verliebte Zusammenkunft veranstalten zu sollen, und es war bloß auf einen feyerlichen Abschied abgesehen. Indessen sagte sie das Verlangte zu, und ging, Quintin die unerwartete Freudenbothschaft zu bringen. Er bedurfte eine Weile, bis er sein Glück begriff; denn lange Zeit meinte er, Frau Brigitte treibe ihren Scherz mit ihm, und es fing schon an, ihn zu kränken. Aber als sie es ihm so oft und so ernst wiederhohlte, und ihm den Ort und die Stunde nannte, wo er sich an der Frauenkirche einfinden sollte, da konnte er nicht länger zweifeln, und der Gedanke, Mar-

garethen sehen, mit ihr sprechen zu dürfen, auf ihr Geheiß zu ihr gerufen zu seyn, stürzt ihn in ein Meer von Entzücken, aus dem er sich den Abend und die ganze Nacht nicht erhohlen konnte.

Der nächste Morgen hatte kaum gegraut, als er schon in den Kleidern und auf der Straße war, wohin ihn Frau Brigitte beschieden. Er mußte lange warten, denn die Ungeduld seiner Liebe hatte der Zeit vorgegriffen, und die benannte Stunde war noch lange nicht gekommen. Unterdessen fingen die Straßen an, sich zu beleben; Bauersleute mit Lebensmitteln kamen herein, Läden gingen auf, Hausthüren knarrten, Kaufleute und Handwerker eröffneten ihre Buden, Herren, Frauen und Mägde schritten über den Markt, und feilschten und kauften, was das Haus bedurfte; aber noch immer war für Quintin der Stern, nach dem er spähte, nicht aufgegangen. Jetzt erklang vom ausgebauten Thurm der Frauenkirche die Glocke, welche zur Messe rief, und gleich darauf erblickte Quintin am untern Ende des Platzes, wo die Seitenstraße sich gegen denselben öffnet, eine zierliche Frauengestalt im schwarzen Gewande, das Haupt mit einem schneeweißen Schleyer umwunden, welcher

die Stirn und das Kinn verhüllte, und nur die Augen und die schöngeformte Nase sichtbar werden ließ. Um die Hüften war dieß Gewand mit einem goldenen Gürtel zugebunden, dessen eines Ende vorn herabhing, und an dessen Seite ein Rosenkranz von Bernstein befestigt war. Trotz der Verhüllung erkannte Quintin diejenige, deren Bild ihm im Wachen und im Traume vorschwebte; hinter ihr kam Frau Brigitte, ebenfalls schwarz gekleidet, aber in einen Schleyer von dunkelgelber Farbe gewickelt einher, und nun war der Augenblick da, wo Quintin sie sprechen sollte. Er hatte den Klang ihrer Stimme kaum einmahl beym Scheibenschießen vernommen, und zitterte bey dem Gedanken an das, was er ihr nun sagen sollte und wollte. Aber er wagte es nicht, ihr entgegen zu treten, bescheiden blieb er in einer der Nischen am Fuße des unausgebauten Thurmes stehen; da mußte sie vorüber, um in die Vorhalle, und von da in die Kirche zu gelangen. Auch sie hatte ihn von weitem erblickt, und nicht umsonst war das verhüllende Tuch um das jugendliche Angesicht gelegt worden; denn es verbarg jetzt die glühende Röthe, welche ihre Wangen überzog. Auch sie war ängstlich, und hatte halb und halb

den raschen Schritt bereut; doch war jetzt nichts mehr zu thun, und so ging sie gefaßter auf die Kirche zu.

Quintin trat hervor, und vermochte kaum sie mit ehrfurchtsvoller Verneigung zu begrüßen. Auch sie stand verlegen; aber Frau Brigitte, welcher ihre Erfahrung den Schlüssel zu dem Betragen der jungen Leute gab, sah, woran es Beyden gebrach, und leitete, indem sie Margarethen ihren Schützling vorstellte, das Gespräch auf eine schickliche Weise ein. Ich höre, begann nun Margarethe, und ihre Stimme stahl sich wie Flötentöne durch den Schleyer, welchen die sanftgeöffneten Lippen leise bewegten, in seine Seele: Ich höre, ihr denkt uns zu verlassen, und euch der Mahlerkunst zu widmen. Mein Vater billigt dieß Unternehmen sehr, und wird sich geneigt finden, euch Empfehlungsschreiben an seine Freunde und Meister in der Kunst in den burgundischen Städten mitzugeben, welche euch von wesentlichem Nutzen seyn können.

Quintin war bestürzt, entzückt, und vermochte nicht gleich zu antworten, dann aber stotterte er etwas von Huld, von unauslöschlichem Dank, und Margarethe fand mehr Bered-

samkeit und Inhalt in diesen verworrenen Reden, und in dem Tone, mit welchem sie gesprochen wurden, als in der besten Predigt, die sie je gehört. Er hätte sie mit diesen abgebrochenen Worten, diesen von Seufzern halberstickten Lauten zu Vielem bereden können, was sie nicht verstanden und doch ihm zu Lieb gethan haben würde. Allmählig kehrte seine Besonnenheit zurück, und er vermochte es, sich ordentlich zu fassen, und ziemlich zusammenhängend über seinen Vorsatz zu erklären.

Aber jetzt erscholl die Glocke zum zweyten Mahle, und der Augenblick war da, wo die Messe beginnen, und die Zuhörer in der Kirche seyn sollten. Es mußte geschieden seyn, Brigitte ermahnte, Quintin stand wie ein Geächteter, der sein Todesurtheil empfangen sollte. Er war im Begriff, Margarethen auf lange — vielleicht auf immer zu verlassen; mächtig drängte es ihn, ihr zu Füßen zu sinken, und seine Verehrung zu gestehen. Ehrfurcht — Rücksicht auf seinen niedrigen Stand, und selbst der Ort, wo er sich befand, hielten ihn ab. Aber auch in ihre Augen traten Thränen; sie gedachte des ernsten Moments, und daß es ihr Wort gewesen, das den Jüngling von seinem fried-

lichen Gewerbe, aus den Armen der Mutter, aus der Vaterstadt in ein unbekanntes, unsicheres Leben trieb. Gern hätte sie ihm ein Andenken dieser Stunde gegeben, aber sie hatte nichts bey sich, als den Rosenkranz. Sie nahm ihn, wie er war, mit dem schön in durchbrochener Arbeit gefertigten silbernen Kreuz, reichte ihm denselben, und sprach: Gedenket meiner zuweilen, wenn ihr nach Antwerpen zurück denkt, und schließt mich in euer Gebeth! Ich will die heilige Messe für eure glückliche Reise hören. Mit diesen Worten legte sie den Rosenkranz in seine Hand, die ihn zitternd empfing; seine Kniee beugten sich, er sank ihr beynahe zu Füßen, er konnte nicht sprechen, aber in den nassen Blicken seiner blauen Augen, die durch Thränen zu ihr empor gerichtet waren, in seinen Zügen, worin sich die heißeste Liebe aussprach, las sie mehr, als seine Worte ihr sagen konnten. Flüchtig, aber innig drückte sie ihm die Hand, warf ihm noch einen Blick zu, und eilte in die Kirche. Quintin aber stand eingewurzelt an der Stelle, wo sie ihm entschwunden war, und sah ihr noch so lange nach, als er eine Falte ihres Gewandes erblickte, und vermochte auch dann nicht seinen Platz zu verlassen, bis die aus der Kirche

strömende Menschenmenge ihm den Schluß der Messe kund gab. Jetzt fiel ihm die beglückende Möglichkeit ein, Margarethen auch noch einmahl zu sehen; aber er wagte es nicht, ihr zu begegnen. Bescheiden trat er hinter einen der Pfeiler an der Vorhalle zurück. Jetzt kam sie, und zwey angesehene Frauen gingen mit ihr; doch glaubte er zu bemerken, daß ihr Blick seitwärts nach der Stelle zu streifte, wo er stand, und daß ihr Schritt einen Augenblick stockte. Er war glückselig genug, und in diesem Moment überzeugt, er könne nie einer größeren oder bestimmteren Gunst bedürfen, und so sandte er ihr fromme Gebethe und Segnungen nach, die er mit heißer Inbrunst vom Himmel für sie erflehte.

Am andern Tage fand er sich, wie ihm gebothen worden, in Meister de Vrindts Werkstätte ein, der ihn gütig aufnahm, sein Vorhaben lobte, mit ihm über seine Arbeiten sprach, und ihm manchen nützlichen Wink ertheilte. Zuletzt händigte er ihm zwey Briefe, einen nach Brüssel an Rogier van der Weyde, den andern an Hugo van der Goes in Brügge ein, beyde Schüler des großen van Eyk; auch rieth er ihm, den berühmtesten aus dieser Zahl, Meister Hanns Hemmelink, aufzusuchen, der sich zwar damahls

nicht in den Niederlanden, sondern in der prächtigen deutschen Reichsstadt Kölln am Rhein aufhielt, wo er beschäftigt war, den kostbaren Reliquienkasten der heiligen Ursula mit Miniaturgemählden zu schmücken. Dankbar und froh gerührt empfing der Jüngling diese Briefe und Rathschläge, und erkannte darin die Hand der sorgsamen Freundschaft, die für ihn gewaltet hatte. Sie selbst aber, die geliebte Jungfrau, erblickte er nicht, das verboth Zucht und Sitte der Zeit. Aber wie er über die Treppe herab stieg, dünkte es ihm, als sähe er sie auf dem kleinen offenen Gange, der sich um den Hof des Hauses zog, über das Geländer gebückt, stehen, als blicke sie nach der Treppe. Unmöglich konnte er durch die Eisenstäbe und kleinen Scheiben des Fensters ganz klar unterscheiden, ob sie es war; aber schon die Möglichkeit, daß sie es, und daß sie um seinetwillen da sey, goß entzückende Freude in seine Brust. Er blieb stehen, er ließ sich auf die Kniee nieder, und richtete ein Paar Augenblicke, wie zu seiner Schutzheiligen, sein Gebeth zu ihr; dann erhob er sich, und eilte wonnetrunken seiner Hütte zu.

Nun hatte er erreicht, was weit über seine Wünsche ging, und er beschloß, die gewählte

Laufbahn je eher je lieber zu beginnen. Nachdem er zu Hause Alles aufs Beste geordnet, für die trauernde Mutter gesorgt, einen recht schmerzlichen Abschied von ihr genommen und auch versprochen hatte, so oft als möglich Nachrichten von sich nach Antwerpen gelangen zu lassen, schnürte er am dritten Tage nach dem ihm so ehrenvollen Besuche bey Meister de Vrindt, seinen Bündel, und wanderte am frühen Morgen durch die Straße, wo Margarethe wohnte, nicht ohne eine Weile dem Fenster, aus dem er sie so oft blicken gesehen, gegenüber stehen zu bleiben, um ihr noch einmahl im Herzen das heißeste Lebewohl zu sagen. Dann ging er dem Kaisersthore zu, und schlug die Straße nach Brüssel ein, wo er das erste Empfehlungsschreiben des Meisters de Vrindt abzugeben, und die Anfangsgründe seines Unterrichts zu legen gedachte. Was dann weiters aus ihm werden sollte, wollte er Gott und seinen Waltungen überlassen.

Quintin war nun fort, und es kostete Margarethen bittere Thränen, als Frau Brigitte am Nachmittage desselben Tages, wo er die Stadt verlassen hatte, unmittelbar von einem Besuch bey seiner Mutter, zu ihr kam,

und ihr erzählte, was der gute junge Mensch noch gethan und gesagt, wie er mit der strengsten Selbstverläugnung für seine Mutter gesorgt, nur das Nothwendigste mit sich genommen habe, und wie er sie, Frau Brigitten, bitten lassen, ihm doch durch die Mutter zuweilen Nachrichten von seinen Bekannten und Gönnern in Antwerpen zukommen zu lassen.

Margarethe verstand diese Bitten nur zu gut, aber sie schwieg, und bewahrte Alles, was diese letzten Tage geschehen war, tief in ihrem Herzen.

De Vos stand sich nicht zum Besten bey dieser Stimmung seiner Auserwählten. Hatte sie ihn vorher mit Gleichgültigkeit behandelt, so war sie nun ganz kalt geworden, und ließ ihm diese Kälte so deutlich merken, daß alle seine Selbstzuversicht und Eitelkeit nicht mehr ausreichte, dieß Benehmen zu seinen Gunsten auszulegen, und er deßhalb ängstliche Klagen bey ihrem Vater führte. De Vrindt hatte zwar längst seine Meinung von dem innern Wesen seines künftigen Eidams um Vieles herab gestimmt, da sich dessen Geckenhaftigkeit und Eigendünkel so sichtbar in allen seinen Reden und Handlungen zeigte; dennoch schien ihm die Kunstfertig-

keit und das Vermögen desselben immer vieler Rücksicht werth. Er wurde ungehalten auf Margarethen, er machte ihr Vorwürfe und Vorstellungen, es gab manchen unangenehmen Auftritt zwischen Vater und Kind, Braut und Bräutigam, aber Margarethe blieb standhaft, und de Vrindt, der sein einziges, sonst so gutes Kind herzlich liebte, gab endlich nach, und beruhigte sich über diese zerstörte Hoffnung mit dem Gedanken, daß es bey Margarethens Schönheit und Jugend an künftigen Werbern nicht fehlen werde.

Ein Jahr war bereits vergangen, seit Quintin aus Antwerpen fortgezogen war. Margarethe lebte still bey ihrem Vater, und suchte so viel wie möglich, sich den Augen und Anwerbungen der jungen Herren in Antwerpen zu entziehen. Wohl räumte sie noch täglich die Arbeitsstube ihres Vaters auf, doch trat sie nun nicht mehr täglich ans Fenster, und blickte nicht mehr nach der Schmiede hinüber; oder wenn sie es that, so standen ihr die Augen voll Wasser; denn der, den sie sonst so oft und so gern sah, war nicht mehr darin. In ihrem Herzen hatten

seine Liebe, seine Ergebung, sein heldenmüthiger Entschluß, endlich selbst seine Wohlgestalt und der Ausdruck seiner Blicke während der Unterredung an der Kirchthüre einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Überall, wo sie ging und stand, blickten sie seine blauen Augen sehnsuchtsvoll und von Thränen überschleyert an, überall hörte sie noch den Klang seiner Stimme. Sie bedachte, was er gelitten haben müsse, und noch leide, daß er um ihrentwillen seine Mutter, seinen Geburtsort verlassen, und durch ihr Wort getrieben, nun in der Fremde herum irre, vielleicht mit Mangel kämpfe, vielleicht irgendwo krank und hülflos darnieder liege. So erzeugte sich nach und nach in ihr der Zweifel, ob sie nicht schuldig sey, so viele Treue zu belohnen, und ihm, der doch nur um ihrentwillen sich all diesem Ungemach und dieser Beschwerde aussetzte, den Preis seiner Anstrengungen treu aufzubewahren.

Auch seine Mutter vermißte ihren Trost, ihre Stütze. Es schien Margarethen nicht mehr als billig, der Frau, die durch sie einen solchen Verlust erlitten, denselben, so viel sie konnte, zu vergüten; denn ersetzen? — Ach wer ersetzt einer Mutter einen Sohn, und ei-

nen so dankbaren, braven, wie Quintin! Darum, und auch um von Zeit zu Zeit zu erfahren, ob Nachricht von ihm da sey, sandte sie Brigitten zur alten Frau Messis mit kleinen Gaben und der Verheißung, daß sie während der Abwesenheit ihres Sohnes von einem Freunde desselben, der aber unbekannt zu bleiben wünschte, nicht verlassen werden sollte.

Im Anfange der Reise, so etwa durch das erste Jahr, ging das Alles auch ganz gut. Quintin hielt sich damahls in den niederländischen Städten Brüssel, Gent, Brügge auf, wo zu seiner Zeit die berühmtesten Meister in der Mahlerkunst lebten, Schüler bildeten, und wer aus Frankreich oder Deutschland Etwas lernen wollte, nach den Niederlanden reiste, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Da gab es nun, obgleich Quintin, wie so Viele seiner Zeitgenossen, des Schreibens noch nicht kundig war, gar manche Gelegenheit, durch einen Mitbürger, einen reisenden Handwerker, einen Kaufmann, den seine Geschäfte nach Antwerpen führten, der Mutter Grüße oder auch kleine Unterstützungen, die er sich durch seine Arbeiten erworben, zukommen zu machen, und es fehlte auch nicht an manchem bedeutenden Wort für

Frau Brigitte, das diese dann am gehörigen Orte anzubringen nicht versäumte. Auch vernahm man auf diesem Wege, daß Quintin das Rechte und seiner Natur Zusagende ergriffen, daß er unglaubliche Fortschritte in seiner Kunst mache, und von seinen Lehrern überall nicht bloß um seiner seltenen Anlagen, sondern auch um seines sittlichen Benehmens willen geachtet sey, und die Matrone vergoß dann Freudenthränen, und gelobte Gott, die Schmerzen der Abwesenheit um einen solchen Sohn dieser Freude wegen geduldig zu ertragen; ein Vorsatz, den sie eben so oft mit dem Kopfe machte, als ihn das Mutterherz in seinem Jammer um den Entrissenen, Einzigen, wieder brach.

Aber die Entfernung wuchs. Quintin ging nach Cölln, er ging über den Rhein, und besuchte die Städte, die Abteyen, die Kirchen und Schlösser an seinen schönen Ufern, um alles Sehenswürdige zu betrachten, zu copiren, mit deutschen Meistern sich zu besprechen, und so allmählig in seiner Kunst sich immer mehr zu vervollkommnen. Nun kamen die Nachrichten selten, ja sie blieben nach dem Ende des zweyten Jahres ganz aus, und die betrübte Mutter und die trauernde Geliebte hatten nicht einmahl die

Bayerische Staatsbibliothek München

Beruhigung zu wissen, ob der ferne Freund noch lebe.

Daß er aber, wenn er noch lebe, sie auch liebe, das war Margarethen unumstößlich gewiß, und seit jenen Nachrichten von seinen Fortschritten in der Kunst, seitdem das Lob seiner Arbeiten sich bereits hier und da zu verbreiten anfing, und auch in de Vrindts Werkstätte drang, der sich höchlich darüber freute, ohne zu ahnen, welchen Antheil sein Haus an der Bildung dieses neuen Kunstgenossen habe, seit jener Zeit erhob auch die Hoffnung ihr Haupt in Margarethens Brust, und die Möglichkeit, an das Ziel ihrer Wünsche zu gelangen, welche ihr einst selbst so phantastisch dünkte, wurde nach und nach zur Wahrscheinlichkeit.

Aber sie hatte noch einen sehr schlimmen Stand, und um ihrer Liebe willen Manches zu leiden. Während der drey Jahre hatten sich, so eingezogen sie lebte, doch einige Freyer um das schöne, reiche Mädchen eingefunden, und da sie Jeden ausschlug, an Jedem mit Grund oder Ungrund Etwas auszusetzen fand, und es bald den Anschein hatte, als dächte sie als Jungfrau zu leben und zu sterben, da wurde der alte de Vrindt endlich auch erboſt, die Geduld, mit

der er bisher den Launen und dem Eigensinn seiner Tochter, wie er es nannte, zugesehen, riß ihm, Jahre und Kränklichkeiten kamen dazu, ihn noch bitterer zu stimmen; er glaubte sich dahin gebracht, jedem Trost in seinem Alter, und der süßen Beruhigung, sein geliebtes Kind bey seinem nahen Tode in den Armen eines braven Mannes glücklich zu wissen, entsagen zu müssen, und seine ehemahlige Liebe und Freundlichkeit zu Margarethen machte nun einem mürrischen Wesen Platz, das des Mädchens Tage verkümmerte. Auch die alte Base war mißvergnügt, und verschonte sie nicht mit Vorwürfen, wenn ein Tag sich wie der andere gehaltlos abwickelte, jeder Wechsel, wie jede Freude aus dem todtstillen Hause verbannt schien, und die lieblichste Hoffnung älterer weiblicher Verwandten, den jüngeren den Brautkranz zu flechten und die Ausstattung zu besorgen, sich wie in Rauch und Nebel verlor.

Margarethe trug das Alles mit stiller Geduld, und hielt fest im Glauben und in der Treue an dem Geliebten, bis endlich gegen Ende des dritten Jahres, als nun so viele Monathe verflossen waren, seitdem kein Laut von dem Entfernten mehr zu ihnen herüber drang, auch ihre Fassung wich, ihre Hoffnung die müden

Flügel senkte, und der Gedanke, daß er todt sey, oder doch nach Männerart, wovon ihr die Base so viel vorsagte, seinen Sinn in der langen Zeit geändert haben könnte, allmählig mit immer herberem Schmerz in ihre Seele drang, und wie ein geheimer Wurm an der Blüthe ihrer Jugend nagte.

Das vierte Jahr seit Quintins Abreise war angefangen, und bereits einige Monathe darüber, als an einem Sonntage Meister de Vrindt, aus Predigt und Hochamt zurückkehrend, von der alten Magd, die indessen das Haus gehüthet hatte, erfuhr, es sey ein Fremder da gewesen, der nach ihm gefragt, sich in die Arbeitsstube habe führen lassen, dort eine Weile gewartet habe, und weil der Meister so lange ausgeblieben, fortgegangen sey, mit dem Bedeuten, er werde später wieder kommen.

Ein solcher Besuch war bey dem vielbekannten und geachteten Meister de Vrindt eine so gewöhnliche Erscheinung, daß dieser weiter nicht darauf achtete, und ohne etwas zu erwiedern, in seine Schlafkammer ging, die Sonntagskleider auszog, die schöne Sammtmütze mit einer gewöhnlichen vertauschte, und dann in seine

Werkstätte ging, um, da der Tag des Herrn ihm zu arbeiten untersagte, Einiges unter seinen Bildern zu ordnen und aufzuräumen. Auf der Staffeley stand noch von gestern die halbvollendete Tafel, eine Verkündigung Mariä, und der Künstler konnte nicht umhin, im Vorbeygehen dabey stehen zu bleiben, und wohlgefällig den Ausdruck in der Gestalt der schüchternen, erschrockenen Jungfrau, die Engelsmilde und stille Hoheit in den Zügen, und die Demuth in der Stellung der über der Brust gekreuzten Hände zu betrachten, womit sie eben die Worte: Ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach seinem Willen! auszusprechen schien. Da erblickte er an dem Goldfinger der heiligen Jungfrau einen Ring, den er nicht hingemahlt. Er erstaunte, er trat hinzu; mit ungemeiner Kunst und einer täuschenden Wahrheit war der goldene Fingerreif, mit hellen Edelsteinen besetzt, um den zarten Finger hingezaubert, und de Vrindt wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, den kühnen Einfall des Unbekannten, etwas auf einem fremden Bild zu mahlen, oder die Kunst, mit welcher hier Edelsteine und Gold dargestellt waren, und in dieser Kleinigkeit einen großen Künstler kund gaben.

Was ist das? rief er jetzt: Wer hat das gethan? Wer ist hier gewesen? Sein Rufen zog die Magd ins Zimmer; ein scharfes Examen wurde angestellt — es war Niemand ins Arbeitszimmer gekommen, als sie, und der oben erwähnte Fremde. „Wer war das? Wie sah er aus? — Die Magd mußte beschreiben. Ein stattlicher großer Mann von einigen zwanzig Jahren dem Ansehen nach, von blauen Augen und gelben Haaren, mit starken aber angenehmen Zügen, deren Ausdruck etwas Stilles und Schwermüthiges hatte. Sein Anzug war schwarz gewesen, mit dunkelbraunem Unterkleide und Wamms, einfach aber höchst sauber; auf dem Kopfe hatte er eine tiefblausammtne burgundische Mütze mit leichter Goldverbrämung gehabt, und um die Mitte einen einfachen Gürtel, an dem ein schönes Schwert mit blankem Kreuzgriff von Stahl hing.

Meister de Vrindt wußte diese Beschreibung mit keinem seiner Antwerpner Bekannten zusammen zu reimen; auch versicherte die Magd, den Herrn nie vorher gesehn zu haben. De Vrindt vermuthete also einen fremden Meister, und freute sich darauf, einen Künstler kennen zu lernen, der, nach der kleinen Probe zu urtheilen, kein gemeiner Mahler seyn konnte.

Er eilte sogleich hinunter ins Zimmer seiner Muhme und Tochter, und erzählte ihnen mit vieler Lebhaftigkeit den Vorfall, beschrieb ihnen Gestalt und Kleidung des Unbekannten, wie die Magd sie ihm geschildert hatte, und forderte sie auf, ihm in sein Attelier zu folgen, und den wunderbaren Ring selbst zu besehen. Aber in Margarethens Seele war aus des Vaters Beschreibung ein Blitz gefallen, der ihr in Entzücken und Angst, in Furcht und Hoffnung eine Ahnung aufgehen ließ, wer wohl der kunstreiche Fremde seyn könnte, der sich so geheimnißvoll betragen, und eine so seltsame Spur seiner Anwesenheit hinterlassen hatte? Sie bebte, ihr Inneres war in Aufruhr, und dennoch schalt sie ihre Leichtgläubigkeit und träumerische Hoffnung.

Nun waren sie an die Staffeley gekommen. Die Base zog die Brille heraus, und stellte sich so, daß Margarethen jeder Blick auf das Bild verwehrt war. Lange betrachtete, und bewunderte und verwunderte sie sich über die Schönheit der gemahlten Edelsteine, und meinte, ein solches Kleinod würde die Hand einer königlichen Braut nicht verunzieren, — Margarethens Herz schlug hoch bey diesem Worte — und endlich glaubte sie, dort, wo die Steine

sich an die künstlich getriebene Goldarbeit schlossen, stehe etwas wie Buchstaben. Nun hielt es Margarethe nicht länger aus, sie schob die Base weg, sah und sah, und unter lauten Herzensschlägen meinte auch sie, in halb unsichtbarer Kleinheit ein verzogenes Q und M zu sehen, wie es schon vor Jahren auf den Heiligenbilderchen gestanden hatte. Jetzt war es um ihre Kraft und ihre Fassung geschehen, sie glaubte Alles zu erkennen, den unbekannten Meister, seine Treue, seinen Wunsch, und die zarte Art der Werbung. Unfähig sich aufrecht zu erhalten, sank sie auf einen Stuhl neben der Staffeley, ihre Todesblässe erschreckte den Vater und die Base, man sprang ihr bey, die Base lüftete ihr die Schnürbrust, der Vater eilte, einen Fensterflügel aufzureißen; denn er zweifelte nicht, der Öhlgeruch in der geschlossenen Stube habe sein schon seit längerer Zeit kränkelndes Kind angegriffen. So wie der Fensterflügel geöffnet war, hörten sie auch an der Hausthüre klingeln, in ein paar Minuten öffnete die Magd die Zimmerthüre, und herein trat der Fremde, eine edle, lange Gestalt, in einfacher, aber kostbarer Kleidung, verneigte sich anständig, und es schien, als fehle ihm die Macht oder der Muth zu spre-

chen. Margarethe starrte ihn an, sie hatte ihn auf den ersten Blick erkannt, sie zitterte, und hielt sich mühsam an der hohen Stuhllehne, hinter der sie halb verborgen stand.

De Vrindt brach das allgemeine Schweigen zuerst, indem er auf den Fremden zuging, und sich höflich erkundigte, mit wem er die Ehre habe, zu sprechen.

Ihr kennt mich nicht mehr, Meister de Vrindt, begann dieser, und ich begreife es wohl. — Quintin Messis, der arme Schmiedegeselle, der vor mehr als drey Jahren —

Ists möglich? Herr Messis! rief der Alte, und die Base trat mit vor Verwunderung zusammengeschlagenen Händen näher. Herr Messis! rief auch sie: Unser ehemahliger Herr Nachbar! Wer hätte euch in dieser Gestalt wieder erkannt?

Es ist manche Veränderung mit mir vorgegangen, erwiederte er, und ein feines Lächeln spielte um seine Lippen. — Eins aber, fuhr er fort — und seine Augen wendeten sich mit dem Ausdrucke der innigsten Liebe auf Margarethen, die noch immer zitternd am Sessel stand — Eines hat sich nicht in mir verändert, und Gott gebe, daß ich hier auch Alles finden möge, wie es vor drey Jahren war!

Gewiß, lispelte jetzt Margarethe, indem sie ihren Platz verließ, es wird sich gewiß Alles, was euch werth war, noch so finden, wie es gewesen. Eure Frau Mutter ist wohl.

„Gottlob! Ich habe sie gesund und heiterer gefunden, als ich sie verlassen; unsichtbare Engel haben sich ihrer angenommen. — Er blickte Margarethen an, sein Auge glänzte durch Thränen des Dankes, der Liebe“ —

Aber wie erkläre ich mir die Umgestaltung eures Äußern, mein werthester Herr Messis? unterbrach der Alte etwas ungeduldig das bedeutsame Gespräch der Liebenden, das er nicht verstand.

„Erinnert euch noch der letzten Unterredung, verehrter Meister! die wir hier in diesem Zimmer hatten, und wie ihr mir gütig die Empfehlungsschreiben an eure Kunstfreunde, van Eyks Schüler in Brüssel und Brügge, mitgabt. Eure Ermahnungen, eure Empfehlungen sind auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen. Ich bin ein Mahler geworden, ich habe schon Manches gefertigt, und kann sagen, daß ich mit dem Erfolge meiner Arbeiten zufrieden seyn darf. Nun bin ich in meine Vaterstadt zurückgekehrt, denke die mancherley Bestellungen, welche ich auf meinen Reisen in den Niederlanden sowohl als im

deutschen Reiche bekommen, hier zu vollenden, und an der Seite einer braven und geliebten Mitbürgerinn ein glücklicher Gatte und Hausvater zu werden."

Nun, das ist brav, das freut mich, rief der Alte, und umarmte froh den neuen, unvermutheten Kunstgenossen. — Und seyd ihr es gewesen, der heute hier war, und mir dort — er wies auf die Staffeley — eine Probe eurer Kunst gelassen hat?

Mit Gunst, Meister de Vrindt! Ich war es, und ich bitte euch, die Kühnheit zu verzeihen, mit der ich es gewagt, euer schönes Werk zu bepinseln.

O sprecht nicht so! Der Ring ist meisterlich gemahlt, und beweist, daß ihr was Tüchtiges gelernt habt.

„Es ist auch mein Nahmenszug darin."

Ich habe ihn gesehn, ich habe ihn erkannt, rief Margarethe schnell, und erröthete bis unter die Locken über ihren voreiligen Ausruf.

Der Vater aber sah sie und Messis scharf an. Es fing an eine Ahnung in seiner Seele zu dämmern — des jungen Mannes Besuch, manche seiner Reden, das hingemahlte Kleinod, die Verwirrung seiner Tochter — er schwieg, und betrachtete Beyde lang, und lächelte sonderbar.

Aber Messis faßte ein Herz. Er trat aüf den Alten zu: Meister de Vrindt! Ich sehe, ihr fangt an die Wahrheit zu errathen. Ja, ich liebe eure Tochter; ihr Wort hat mich vor drey Jahren vom Ambos an die Staffeley getrieben; um ihrentwillen, um sie einst besitzen zu können, bin ich Mahler geworden. Ob ich meine Kunst verstehe, werdet ihr, Meister de Vrindt, am besten beurtheilen können, und so bin ich jetzt hier, und erbitte mir von euch Margarethens Hand, falls ihr Herz nicht in der langen Zeit sich von dem unbekannten armen Schmiedegesellen gewendet hat.

Quintins Stimme zitterte, wie er diese letzten Worte sprach, sein blaues Auge hing wieder mit demselben Ausdrucke der Zärtlichkeit, der Sehnsucht und Treue an ihr, wie bey der letzten Unterredung an der Frauenkirche. — Ihr Herz war überwältigt — drey Jahre der Trennung, des Kummers versanken vor ihren Blicken, jene Vergangenheit reihte sich dicht an diese Gegenwart, Quintins Liebe war dieselbe, die sie vor drey Jahren gewesen, und auch in ihrer Brust war keine Änderung vorgegangen. So reichte sie ihm die Hand, aber nur ihr Druck, und nur die Blicke ihrer von Thränen überströ-

menden Augen vermochten zu sprechen, ihr Mund schwieg, das Übermaß der Freude, der Liebe machte sie stumm.

De Vrindt war zwar sehr durch Alles verwundert, was er sah und hörte; aber er war es nicht minder zufrieden, besonders da er nach und nach die Arbeiten seines wackern Eidams sah, von ihm vernahm, wie viel er sich schon durch seine Kunst Ruhm und Geld erworben, und wie ansehnliche Bestellungen er hatte.

Aber nicht minder als er freuten sich die gute Base, der nun doch der Trost wurde, ihrer Nichte den Brautkranz zu schmücken, und Frau Brigitte, die keine unbedeutende Rolle bey dem Schicksal der Liebenden gespielt, und welcher Beyde den Antheil, welchen ihre dienstfertige Freundschaft an ihrem Glück gehabt, mit freygebiger Hand belohnten. Margarethen aber steckte der glückliche Bräutigam am Hochzeittage genau einen solchen köstlichen Ring, mit bunten Edelsteinen besetzt, an den Finger, wie er der heiligen Jungfrau an die Hand gemahlt.

So ward Quintin Messis aus einem Schmied ein Mahler, der glückliche Gatte eines vortrefflichen treuen Weibes, ein geachteter Mitbürger seiner Vaterstadt, ein Mann,

den noch nach Jahrhunderten die Nachwelt unter den berühmtesten Mahlern seiner Zeit mit Achtung nennt. Viele Gemählde von ihm sind noch vorhanden, und zieren öffentliche und Privatsammlungen; auf den meisten lächeln uns noch die Züge seiner geliebten Margarethe an; denn der treue Gemahl verklärte diese seine erste und einzige Liebe durch allen Zauber seiner Kunst. Eines seiner berühmtesten Bilder war die Abnahme vom Kreuz, die er für die Tischlergilde in Antwerpen gefertigt, und um deren Besitz Philipp der Zweyte von Spanien lange, aber vergeblich buhlte.

Er hinterließ unter seinen Kindern an Johann Messis einen Schüler und Nachfolger in der Kunst, der es aber nicht so weit wie sein Vater brachte. Glücklich und geachtet, und außer der Mahlerey auch noch in der Tonkunst gelehrt und ausgezeichnet, erreichte er ein Alter von neun und siebenzig Jahren, und seine Vaterstadt ehrte dankbar sein Andenken durch das ihm an der Frauenkirche gesetzte Denkmahl, worauf sein in Stein gehauenes Profil, und die bedeutsame Aufschrift zu sehen ist:

Connubialis amor ex mulcibre fecit Apellem.

Die Stieftochter.

Feindesgefahr.

Der Krieg mit Frankreich war aufs Neue ausgebrochen, die französische Heeresfluth wälzte sich über die Gränze und näherte sich jetzt zum ersten Mahle einer friedlichen Gebirgsgegend, in deren Bezirk sich bisher durch ein Zusammentreffen der Umstände die Ruhe wunderbar erhalten hatte. Mit Angst und Schrecken vernahmen die Einwohner eines kleinen Landstädtchens, das hier im Schooße schützender Hügel lag, die Nachricht von der drohenden Gefahr; aber Niemand erfüllte sie mit solcher Angst, als Frau Sebald, die Witwe eines wohlhabenden Bürgers, die seit vielen Jahren hier still und bequem mit ihrer Pflegetochter lebte, die sie, wie man sagte, und wie Christine, so hieß das Mädchen, selbst glaubte, als eine arme Waise angenommen hatte. Im Grunde war sie das, und war es doch auch nicht; ihre Mutter war zwar längst todt, und sie hatte sie nicht gekannt, aber

ihr Vater lebte und war ein angesehener Schreinermeister in der Residenz. Wer reich oder vornehm war, ließ bey ihm arbeiten, und man mußte seine Meubeln von Meister Grelling beziehen, wenn man in seiner Einrichtung Anspruch auf Eleganz machen wollte. Reichthum und Wohlleben herrschte in Herrn Grellings Hause, bey dreyßig Gesellen arbeiteten in seinen verschiedenen Werkstätten, eine sehr hübsche Frau und mehrere wohlgebildete Kinder schienen ihn zum eben so glücklichen Gatten und Vater zu machen, als er schon ein reicher Bürger und angesehener Mann unter seines Gleichen war. Aber dennoch wohnte kein Glück im Innern dieser Familie. Frau Grelling war eine schöne Frau, der Meister hatte sie in schon vorgerückten Mannesjahren, nach dem frühen und schmerzlichen Tod seines ersten Weibes, Christinens Mutter, als ein junges, blutarmes Mädchen geheirathet, er hatte sich eine liebevolle Lebensgefährtinn, seinem verwaisten Töchterchen, an dem er mit inniger Liebe hing, eine zweyte sorgsame Mutter zu geben gemeint. Ihre Gestalt hatte ihn bezaubert, ihre Wirthlichkeit und ihr Fleiß rechtfertigten auch zum Theil die Wahl seines Herzens; aber die Liebe und Schonung, die er ge-

sucht hatte, fand er nicht. Die schöne Frau hatte übergroßes Vergnügen an Putz und Glanz, sie liebte aus dieser Ursache das Geld mehr als recht war, und sah die Tochter ihrer Vorgängerinn als eine unwillkommene Theilnehmerinn des Vermögens an, das ihr und ihren Kindern bestimmt war. Sie haßte die Kleine und verfolgte sie auf jede Art. Meister Grelling sah das mit Schmerz, aber er hatte nicht die Macht, es zu hindern, denn schon längst hatte er sich nach und nach, während er dem Äußern seines Werkes mit Kraft und Tüchtigkeit vorstand, die Herrschaft des innern Hauses aus den Händen winden lassen. Seine Frau befahl hier unumschränkt, ihr und ihrer eigenen Kinder Vortheil war ihr höchstes Gesetz, es blieb dem geplagten Manne und Vater kein anderer Ausweg, als das Mädchen, welches der Zankapfel in der Familie und unschuldiger Weise die Ruhestörerinn des Hauses war, zu entfernen. Er schrieb an seine Schwester, Frau Sebald; die fromme Matrone hatte längst Ärgerniß an dem Gange der Angelegenheiten in ihres Bruders Hause genommen, die junge eitle Frau war ihr ein Dorn im Auge, und Christinens Entfernung aus der Nähe ihrer Stiefmutter, aus dem lärmenden Hau-

se, aus dem stäten Anblick unwürdigen Zankes, der um ihretwillen entstand, längst ihr Wunsch gewesen. Sie fürchtete den Einfluß, den solche Auftritte und Beyspiele auf das Mädchen haben müßten, wenn sie erst größer werden und ihr Verstand sich zu entwickeln anfangen würde. Sie war einsam, denn ihr einziger Sohn betrieb fern von ihr in ** ingen eine große Fabrik; so verstand sie sich gern dazu, dem Wunsche ihres Bruders entgegen zu kommen und Christinen als ihre Pflegetochter zu sich zu nehmen. Nur drang sie, um jeden Keim der Eitelkeit aus dem Herzen der Kleinen zu entfernen, um sie nicht mit der Schwäche ihres Vaters und der Bosheit ihrer Stiefmutter bekannt zu machen, und endlich, um bey ihrer Erziehung ganz freye Hand zu haben, darauf, daß ihr Bruder ihr das Kind ganz abtreten und dieß vor den Jahren der reifen Vernunft ohne dringende Nothwendigkeit nicht erfahren sollte, wer ihr Vater und aus welcher Ursache sie aus dem älterlichen Hause verbannt war.

Herrn Grelling leuchtete das Wahre, was diesen Forderungen zum Grunde lag, wohl ein, obwohl es ihm wehe that, so gleichsam ganz auf sein liebstes Kind zu verzichten; aber es blieb

ihm der Trost, es bey seiner Schwester aufs Beste versorgt zu wissen, und sie, so oft es seine Geschäfte erlaubten, als ihr Vormund und Oheim besuchen zu können.

So kam das kaum vierjährige Kind in das Städtchen im Gebirge zu ihrer Muhme. Bald waren die ersten Eindrücke aus dem älterlichen Hause verwischt, nach und nach verloren sich auch die Erinnerungen. Man hatte ihr gesagt, daß der freundliche Mann, bey dem sie gelebt, und der jetzt noch etwa jedes zweyte oder dritte Jahr kam, seine Schwester zu besuchen, ihr Oheim gewesen, der sie aus Mitleid zu sich genommen. Eine innige Liebe zog sie zu diesem Manne, und jeder seiner Besuche war ein Fest für das stille ernste Kind.

Jahre reiheten sich an Jahre, Christine war zum Mädchen, zur Jungfrau herangereifet, ihre Schönheit entfaltete sich wunderbar, und Frau Sebald, die ohnedieß sehr strenge Ansichten vom Leben und der Erziehung hatte, glaubte ihre Wachsamkeit verdoppeln zu müssen, um das Mädchen, dessen etwas stolzer Geist ihr nie aufrichtige Unterwerfung bewiesen hatte, jetzt, wo ihre Gestalt sich so vortheilhaft entwickelte, vor

den Blicken der Männer, und sich und ihr Haus vor jeder Unruhe zu bewahren.

Und gerade in diese Zeit wachsender Besorgniß führte der Himmel die allergrößte, die Annäherung eines feindlichen Heeres heran. Mit Zittern hatte Frau Sebald früher in Zeitungen von dem Jammer gelesen, den der Krieg, und schon die bloße Nähe der Armee, die Durchzüge u. s. w. über friedliche Gegenden gebracht hatten, und dankbar hatte sie die Güte des Himmels erkannt, dessen sichtbarer Schutz bisher über diesen einsamen Thälern gewacht und den Wogen der Verheerung gebothen hatte: „Bis hierher und nicht weiter!“

Jetzt aber sollte auch dieser verborgene Zufluchtsort in den Tumult gebracht, vielleicht verbrannt, geplündert werden, und was sie bisher an Andern beklaget, sie selbst treffen. Kaum daß ihr sonst verständiger Sinn diesem drohenden Übel zu widerstehen und sich aufrecht zu halten vermochte, als nach und nach immer beunruhigendere Nachrichten die letzten Hoffnungen der Ungewißheit zernichteten und landesfürstliche Befehle die Obrigkeiten der einzelnen Orte zu den unumgänglichen Maßregeln anhielten, welche eine anrückende feindliche Heeresmacht erforder-

te. Als der erste Schrecken über das Unausweichbare vorüber war, war ihr nächster Gedanke Flucht, Flucht mit ihrer schönen Pflegebefohlenen und ihrer Habe zu ihrem Sohn, oder in irgend eine große Stadt. Sie rief Christinen und theilte ihr ihren Entschluß mit; aber diese konnte die unbestimmte Angst, dieß ungemessene, auf dunkeln Begriffen ruhende Entsetzen ihrer Muhme nicht mit ihr fühlen. Sie erkannte wohl, daß ihnen mancher Schrecken und manche Unruhe bevorstehen müsse, so wie die Feinde sich näherten; aber sie hatte von klugen Leuten Vieles gehört, was ihr Muth und Haltung einflößte, und sie in der Meinung bestärkte, daß das Seinige zu verlassen und fremder Vergeudung anzuvertrauen, während man selbst auf unsichern Wegen vielleicht vergeblich nach Schutz und Zuflucht herum irre, das Mißlichste wäre, was man in solchen Fällen thun könne. So bemühte sie sich also mit allen Gründen, die sie aufbringen konnte, der Muhme die Beschwerlichkeit, ja die Gefahr ihres Planes einsehen und sie den Gedanken an diese Flucht aufgeben zu machen. Es bedurfte aller dieser Bestrebungen nicht; denn nach drey Tagen, als die überwiegende Angst der Frau Sebald, trotz Christinens Vorstellungen,

dennoch fast alle Hindernisse besiegt und die Nichte sich schweigend in ihr Schicksal ergeben hatte, als alle Vorsorge für die zurückgelassene Habe getroffen, die Bündel geschnürt und nur noch die Pferde zu bestellen waren, da wurden diese unerwartet verweigert, weil sich indessen die Feindesgefahr so sehr vermehrt hatte, daß alles Zugvieh rings umher in Requisition gesetzt und an ein Fortkommen auf den von der retirirenden Armee bedeckten Straßen nicht mehr zu denken war.

Frau Sebald war tödtlich erschrocken. Hier zu bleiben und den Feind vielleicht in zwey Tagen in ihrer Stadt zu sehen, war ein Gedanke, den sie zu fassen nicht im Stande war. Zudem kamen Befehle der Obrigkeit an die Hausbesitzer, an die Einwohner. Vorräthe sollten angeschafft, Quartiere bereitet, und alles zum Empfang der Furchtbaren eingerichtet werden, deren Einrücken man am folgenden Tage in jeder Stunde erwarten konnte. Frau Sebald war vernichtet, in einer dumpfen Verzweiflung legte sie die Schlüssel des Hauses hin, setzte sich mit wankenden Knieen todtbleich auf einen Sessel und sagte: Jetzt weiß ich nichts mehr zu thun, jetzt sind wir Alle verloren!

Wollt ihr mir erlauben, liebe Muhme, sagte Christine, indem sie näher trat und mit freundlicherm Ton als gewöhnlich sie anredete, statt Euer für Alles zu sorgen? Wollt ihr mir die Schlüssel anvertrauen?

Ach Gott! rief die Alte: Du, ein Mädchen von sechzehn Jahren, das sich noch nie in einer solchen Lage befunden! Das geht nicht. Die Franzosen sind keck, übermüthig.

Ich bin ja nicht schutzlos im Hause. Sehen sollen sie mich nicht viel, dafür ist Anne da. Euer Ansehn wird mir Haltung geben, und ich bitte ja bloß, daß ihr mir erlauben wollt, was an mehreren Sorgen und Arbeiten in der Wirthschaft vorfällt, euch abzunehmen.

Die Muhme hob jetzt zum ersten Mahl seit jener Schreckensbothschaft das Haupt empor und starrte ihre Nichte zweifelhaft an. Wolltest du das, Stinchen? — Ach du nähmst mir eine Centnerlast vom Herzen! Aber nein, es geht nicht; du verstehst nicht —

Und was nicht? erwiederte Stinchen. Ich habe ja, wenn euer Sohn mit den Seinigen hierher kam, euch zu besuchen, auch für alle zu sorgen gehabt, und mehr Einquartirung als da-

mahls Gäste waren, bekommt ihr doch in das kleine Häuschen nicht —

Ach, daß Gott erbarme! Das wäre entsetzlich!

Nun seht, ich ging euch damahls allenthalben an die Hand, ich werde auch hier mich zu finden wissen.

Aber deine Jugend, deine Wohlgestalt —

Ich habe euch schon gesagt, daß sie mich nicht viel zu sehen bekommen werden. Das ist auch ganz unnöthig, wenn nur ordentlich für sie gesorgt wird.

Wir haben keine männliche Seele im Hause, als den alten Gärtner —

Genug, um Ordnung im Hause zu erhalten und Ausrichtungen außerhalb zu besorgen. Glaubt mir, Muhme, ich habe immer gehört, die Franzosen sind höflich, und beweisen Achtung für unser Geschlecht, wenn wir sie nicht selbst verwirken. Laßt mich nur sorgen, und hiermit nahm sie die Schlüssel, rief die alte Anne und Georg zu sich, ordnete, räumte, schaffte vom Boden herab, vom Keller herauf, und in wenigen Stunden trat sie in der Muhme Zimmer und meldete, daß die grüne Stube auf der Hintertreppe anständig zugerichtet, Betten und Alles, was die unwillkommnen Gäste fordern könn-

ten, dahin geschafft, durch Georg und Anne die nöthigen Vorräthe ins Haus gebracht und Alles so ziemlich in Ordnung sey, um, wenn die Feinde einrückten, sie ruhig empfangen zu können. Sie werden da oben wohnen, setzte sie zuletzt hinzu: Mich und euch, Muhme, brauchen sie nicht zu sehen; was sie bedürfen, wird ihnen Georg bringen, Anne soll mir in der Küche an die Hand gehn, und so hoffe ich, wird uns Gott auch über diese schwere Zeit hinweg helfen.

In Frau Sebalds Augen standen Thränen der Rührung. Ach, dich hat mir mein Schutzengel gesandt! rief sie: Du hast mir aus einer großen Noth geholfen. Mein alter Kopf taugt nicht mehr für solche Dinge.

Einquartirung.

Es war gut, daß Christine diesen Morgen Alles im Hause zurechte gemacht hatte. Gleich nach Tische erhob sich eine Unruhe in den Gassen, Leute liefen hin und wieder, stellten sich zusammen, flüsterten, gleich darauf hieß es: Sie kommen! Man sieht sie den Berg herunter ziehn! — Jetzt schallten schmetternde Trompetentöne, Pferdegetrabe wurde von Weitem gehört und

kam immer näher und näher. Sie sinds! Sie sinds! rief Frau Sebald und verbarg ihr Gesicht in den Kissen des Kanapehs. Christine trat zum Fenster und ließ die Gardinen herab. Aber schon waren die ersten Haufen in der Gasse erschienen, sie ritten langsam in schöner Ordnung und schimmernden Waffen daher. Christine hatte so etwas in ihrem Leben nicht gesehen, sie konnte sich nicht enthalten, hinter den Vorhängen unbemerkt hinaus zu blicken, und ihr Herz wallte von gemischten Empfindungen auf, wie einerseits Angst und das Gefühl der Schmach, die Sieger ihrer Landesleute jetzt so übermüthig einziehen zu sehen, und auf der andern Seite der Anblick der kriegerischen Schar, die begeisternde Musik, die Zuversicht ihrer Haltung, selbst das Geräusch ihrer Pferde und Waffen ihr Gemüth auf widerstreitende Art bewegten. Nun war der Zug vorbey. Sie trat zu ihrer Muhme, die in Todesangst, zitternd und bleich da saß. Alles war wieder still geworden und blieb es ungefähr eine lange Stunde, bis die Mannschaft sich die Quartieranweisungen verschafft hatte. Jetzt war die Dämmerung eingetreten, im kleinen Zimmer alles dunkel und stille; auf ein Mahl erschallte ein heftiges Pochen an der Hausthür,

Frau Sebald schreckte zusammen; Christine erhob sich. — Wollt ihr ihnen nicht entgegen gehen, Frau Muhme? sagte sie, und schlug indessen Licht mit zitternden Fingern. Ich kann nicht! rief diese: Anne soll mit dir gehn. Christine schauderte, es war das Unangenehmste, was die Muhme ihr befehlen konnte. Sie stand still, sie konnte sich eines innern Grauens nicht erwehren, vor die fremden, feindlichen, vielleicht rohen Männer hinzutreten; doch faßte sie sich, rief Annen aus der Küche, zündete ihre Kerze an und schritt den Hausgang hinab. Georg hatte indeß geöffnet. Zwey Cürassiere in blinkenden Harnischen standen vor ihr, ein ältlicher Mann, den der Goldbesatz auf dem Ärmel als einen Unteroffizier bezeichnete, und ein Jüngling, der sich finster hinter diesem hielt und ihm das Wort zu führen überließ.

Christine verstand kein Französisch, der Marechal du Logis kein Deutsch; so mußte der Reiter vortreten, und überrascht hörte sich Christine in sehr reinem Deutsch angesprochen. Jetzt erst sah sie diesem ins Gesicht, und erröthete und schlug in höchster Verwirrung die Augen nieder, als die Züge eines bildschönen jungen Mannes, des schönsten, den sie je gesehen, ihr in der hel-

len Beleuchtung ihrer Kerze sichtbar wurden, und zwey große blaue Augen sie mit einem düstern Ernst ansahen, den kaum ein Ausdruck der Höflichkeit milderte. Sie antwortete nicht sogleich, die Stimme hatte ihr versagt; aber sie ermannte sich schnell, gab kurz eine bescheidene Antwort, man verständigte sich, Christine reichte Annen ihr Licht, und die Reiter gingen, von dieser geführt, über den Hof die Hintertreppe hinan, in ihr Stübchen, dessen Reinlichkeit an Geräth und Betten die müden Krieger wohlthuend ansprach.

Christine kehrte zur Muhme zurück, die ihre Nichte mit sichtbarer Freude wohlbehalten von der Zusammenkunft mit jenen Furchtbaren wiederkehren sah. Diese war sehr still und in sich gekehrt; doch gewohnt, das Mädchen meist schweigsam zu finden, befremdete es Frau Sebald nicht, daß sie auf umständliche Erkundigungen nur obenhin und kurze Antwort gab. Christinens Gemüth hatte einen Eindruck empfangen, der zu plötzlich und zu gewaltsam gekommen war, als daß es ihr möglich gewesen wäre, ihn mit aller Überlegung und Besonnenheit so schnell wieder zu vertreiben. Indessen gingen die Dinge im Hause ihren Gang fort, die Rei-

ter wurden durch Anne und Georg verpflegt, Christine ließ sich nicht vor ihnen blicken, und erst am Abend des zweyten Tages, da sie von einer Revüe nach Hause kamen, verlangte der Unteroffizier, der Dame des Hauses, wie er sich artig ausdrückte, sein Compliment zu machen. Georg, dem er den Auftrag gab, ihn zu melden, hätte ihn gern dieser Höflichkeit überhoben. Frau Sebald erschrack, als ihr der Besuch angesagt wurde, und dankte nun Gott, daß Christine eben in der Vesper und also nicht zugegen war, als die Soldaten eintraten. Diese benahmen sich indessen sehr höflich, der jüngere mußte den Dollmetsch machen, und Frau Sebald entdeckte nicht ohne Vergnügen einen Landsmann in ihm; denn auch er war, wie sie, aus den Rheingegenden gebürtig, wohlhabender Bürgersleute Kind, und auf dem Punct gestanden, bald selbst Bürger und Meister in der Schreinerkunst, der er sich nach des Vaters Beyspiel gewidmet, zu werden, als die unselige Conscription ihn traf und mitten aus seinen Bahnen und Hoffnungen fortriß. Zu ihrem Erstaunen fand die gute Frau im Verlaufe der Unterredung, daß diese gefürchteten Unholde doch ganz menschlich und höflich waren, ja, das bescheidene Wesen und der Anstrich von

Mißmuth im Gesicht des jungen Landsmannes hatten ihm ihr Wohlwollen gewonnen. So war es ihr eben nicht mehr so unangenehm, als nun Christine zurückkam, und von der Verwirrung, mit welcher sie den jungen Soldaten, dieser sie erblickte uud grüßte, gewahrte sie vollends nichts. Die Reiter waren aufgestanden, der Eintretenden ihre Höflichkeit zu bezeigen. Eine hohe Purpurgluth überströmte Christinens Wangen. Der Unteroffizier rückte ihr galant einen Stuhl zurecht, und bemühte sich, in gebrochenem Deutsch dem schönen Mädchen einige Artigkeiten zu sagen; der jüngere war seit ihrem Eintritt verstummt, nur zuweilen fiel ein brennender Blick von der Seite auf sie, und er überhörte meist, was Frau Sebald ihn zu fragen, oder sein Kamerad ihm zu sagen hatte.

Von dem an sahen sich die Hausleute und die Einquartirten zuweilen, der Marechal du Logis war bald bekannt mit Allen, eine gutmüthige Kriegerseele, rauh aber ehrlich und bescheiden, wenn man seine nicht unbilligen Forderungen erfüllte. Aber zwischen den jungen Leuten hatte ein scheues Betragen Platz genommen, sie schienen sich vielmehr zu vermeiden als zu suchen, und Frau Sebald mahnte nicht ohne Ängstlich-

keit ihre Nichte manchmahl an die Pflicht der Höflichkeit gegen die fremden Gäste, die nun ein Mahl im Städtchen die Herren spielten und ihren Hauswirthen, wenn sie gereizt würden, manchen Schaden zufügen konnten. Christine beobachtete jene Pflicht wohl gegen den Unteroffizier, aber wenn sie diesen anständig grüßte, verneigte sie sich kaum gegen seinen Gefährten, der seinerseits sie nur finster anblickte, und Beyde gingen scheu, ohne je ein Wort zu wechseln, aneinander vorüber.

Rettung.

Aber dieß war nicht das Einzige, was Frau Sebald mit Mißvergnügen an ihrer Nichte bemerkte. Ein seltsames Wesen hatte sich ihrer bemächtigt; das sonst so besonnene, kluge Mädchen war träumerisch, zerstreut geworden, und alle Augenblicke hatte die Muhme nöthig, sie an irgend eines der gewöhnlichen täglichen Geschäfte zu erinnern, die sonst wie ein regelrechtes Uhrwerk sich still jeden Tag wiederhohlt hatten. Christine war stets wenig mittheilend gewesen; nun verschloß sie sich ganz in sich und sprach nichts, als was die äußerste Nothwendigkeit erforderte.

Das verdroß ihre Muhme, und zu diesem Verdruß gesellte sich bald Sorge und Kummer, als sie nach ein paar Wochen die sichtbare Abnahme in des Mädchens Äußern bemerkte. Das Rosenroth ihrer Wangen erblaßte, ihr lebhafter Blick war trübe, ihr rascher Gang schleichend geworden; sie aß beynahe nichts, und in der Nacht glaubte Frau Sebald sie oft in ihrer Kammer im obern Geschosse unruhig hin und hergehen zu hören. Sie stellte sie deßhalb zur Rede. Christine läugnete, versicherte, sich ganz wohl zu befinden, und Alles blieb wie vorher, bis in ein paar Tagen ein plötzlicher Lärmen auf der Straße Frau Sebald ans Fenster zog. Sie öffnete dieß und fragte, was es gäbe? Man antwortete ihr, daß auf dem großen Platze ein Gespann Pferde durchgegangen wären und unter der des Wochenmarktes wegen versammelten Menschenmenge einige Personen beschädigt hätten. Gott im Himmel! Mein Stinchen! rief sie erschrocken, denn es fiel ihr sogleich ein, daß Christine mit der Magd auf den Markt gegangen war, um Vorräthe für das Haus einzukaufen. Zitternd trat sie vom Fenster hinweg, ihre Kniee versagten ihr den Dienst, sie mußte sich setzen. Als sie sich wieder erhohlt hatte,

stand sie auf mit dem Vorsatz, Georg sogleich auf den Platz zu schicken, um zu sehen, wo Christine sey und sie nach Hause zu geleiten. Aber in dem Augenblicke machten ein lautes Geräusch und Fußtritte vieler Menschen, die sie im Hausgange hörte, ihr Blut aufs Neue erstarren. Was wird nur das bedeuten? dachte sie erschrocken und öffnete die Stubenthür. Da stand unter einer Menge hereindringender Menschen der jüngere Reiter, dem das Blut durch die blonden Locken über das Gesicht floß und hielt ihre Christine, bleich und ohne Leben — ob ohnmächtig oder todt? wußte sie nicht — auf den Armen.

Großer Gott! Was ist das? rief die Matrone. Der Reiter antwortete nicht, er starrte nur unablässig auf das bleiche Mädchen in seinen Armen hin; aber die Übrigen bedeuteten sie, daß der Postzug des Französischen Commandanten, der vor dem Rathhaus angespannt gestanden habe, von irgend Etwas erschreckt, plötzlich scheu geworden und mitten in das Gewühl der Kaufenden und Verkaufenden hineingestürmt sey. Sich zu retten war beynahe unmöglich, die Menschen drängten von allen Seiten, durch Todesfurcht getrieben, auseinander; Körbe, Stühle, Personen stürzten auf einen Haufen,

das wüthende Gespann wurde durch den Lärmen noch wilder. Christine hatte sich in eine Nebenstraße retten wollen, die Pferde wandten sich und kamen gerade hinter ihr her, sie lief, sie stürzte, die Rosse waren an ihr, die erschrockene Menge schrie; da sprang der junge Reiter durch den dichten Haufen, riß die wilden Hengsten am Zügel zurück, daß des Einen aufbäumender Kopf ihn an der Stirn blutig schlug, raffte das Mädchen vom Boden auf und eilte mit ihr fort.

Während dieses Berichtes hatten der Reiter und Frau Sebald die Ohnmächtige in die Kammer und auf das Bette gelegt; die Thür ward verschlossen, um die Neugier der Zudringenden abzuhalten. Anne brachte Essig und Wasser, die Bewußtlose zu laben, und vergebens suchte Frau Sebald den Jüngling zu bewegen, daß er sich von ihr das Blut abwaschen und nach seiner Wunde möchte sehen lassen. Er war nicht dazu zu vermögen; stumm und bebend hielt er seine Blicke auf Christinen geheftet, und — Wenn sie nur lebt! Wenn sie nur nicht verletzt ist! — waren die einzigen Laute, die seiner Brust entdrangen. Endlich schlug sie die Augen auf, sie schaute erstaunt um sich her, —

jetzt fiel ihr Blick auf ihren Retter, auf das Blut, das über seine Wangen floß, und mit einem Schrey des Entsetzens sprang sie vom Lager auf, auf ihn zu, und umschlang ihn mit krampfhafter Heftigkeit, zum Schrecken der beyden alten Frauen, die in dieser unvorbereiteten Bewegung einen Anfall von Wahnsinn zu sehen glaubten. Du blutest! rief sie: Es ist um meinetwillen! Ich weiß, ich weiß! Ich sterbe mir dir. Sie sank von Neuem zusammen, aber der Reiter ließ sie nicht aus seinen Armen gleiten; auch ihn schien ein unsichtbares Feuer zu durchzucken, er preßte sie an seine Brust, seine Lippen brannten auf den ihrigen, seine Thränen fielen auf ihre Wangen, sie erwachte wieder, blickte scheu um sich her, erkannte in dem Augenblick das Unschickliche ihrer Lage, riß sich los und setzte sich erschöpft, zitternd aufs Bette nieder.

Was war das? rief jetzt Frau Sebald, indem sie sich mühsam ihrem lähmenden Erstaunen entriß: Steht es so mit euch, Unglückliche?

Ein Moment hatte das Geheimniß der beyden Herzen gewaltsam enthüllt, das bis jetzt sich durch kein Wort, durch keinen Blick geoffenbart, und vermuthlich keinem von Beyden in seiner ganzen Stärke bewußt gewesen war.

Nun war auch nichts mehr zu verhehlen, und zugleich mit dem geliebten Gegenstande erfuhr auch die bestürzte Muhme das Geständniß, ja das Daseyn dieser Leidenschaft. Eine lange Predigt begann nun. — Christine unterbrach sie schnell mit entschlossenem Ton, indem sie, vom Bette aufspringend, nichts anderes sagte, als: Muhme, jetzt ist hierzu keine Zeit; laßt uns dem edelmüthigen Retter unsern Beystand leisten! Frau Sebald besann sich; Christine hatte, wie fast immer, auch jetzt wieder Recht, sie hieß den Verwundeten niedersitzen, und sie mit Christinen wusch seine Wunde, die übrigens nicht sehr bedeutend und nur durch den Ort — die Schläfe — dem sie ganz nahe war, hätte gefährlich werden können. Der Verband war geendigt, Frank, so hieß der Reiter, dankte mit düsterem Blick. Hätte ich mich verblutet, sagte er, indem er das Zimmer verließ, es wäre vielleicht für uns Alle besser gewesen!

So erschrocken Frau Sebald über die gemachte Entdeckung war, so war es ihr doch in diesem Augenblick nicht möglich, dem unglücklichen Jüngling, der so viel für ihre Nichte und damit auch für sie gethan, und der jetzt so leidend, so bleich schien, zu zürnen, wie sie es gern

gewollt hätte. Ihr Herz blutete, wenn sie an das Schicksal der beyden hübschen jungen Leute dachte; aber sie durfte diese Liebe nicht zugeben, denn sie kannte die Verhältnisse ihres Bruders, und noch mehr ihrer stolzen Schwägerinn Denkart, sie wußte im Voraus, daß hier an keine Einwilligung zu denken war, und das Loos der Frau oder Braut eines französischen gemeinen Reiters schien ihr doch auch zu traurig und ihrer schönen Nichte unwerth.

Hindernisse.

Von diesem Augenblicke an wandte sie also all ihr Streben dahin, die jungen Leute auseinander zu halten, sie stellte Christinen die Thorheit, ja die Unmöglichkeit einer solchen Verbindung mit allen ersinnlichen Gründen vor Augen, sie bewachte sie unabläßig, hüthete jeden ihrer Schritte, und traf auch sonst noch die nöthigen Maßregeln, um die gefährliche Nähe des schönen Unruhstifters und den Umgang der Liebenden, der in demselben Hause nicht ganz zu vermeiden war, aufzuheben oder einzuschränken.

Alles, was sie beginnen konnte, scheiterte aber an der sinnreichen und entschlossenen Liebe

des jungen Paares. Ihre Leidenschaft, die sie lange verborgen, die sie Niemand, ja kaum sich selbst gestanden, war nun durch jenen Zufall entdeckt, sie war in helle Flammen aufgeschlagen, und keine Überzeugung von den unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ihr im Wege standen, war im Stande, diese Gluth zu dämpfen. Ein Zustand leidenschaftlichen Wahnsinns schien sich Beyder bemächtigt zu haben, welcher aller Gegenwirkung und aller Hindernisse, die der Muhme Vorsicht um sie herum aufzuhäufen wußte, siegreich spottete. Sie fanden Mittel, sich allein zu sehen, zu sprechen, oder sich wenigstens zu schreiben. Entwürfe wurden mitgetheilt, Plane für die Zukunft verabredet. Christinen war die Vorstellung undenkbar, je einem andern Manne zuzugehören, einem Andern auch nur gut zu seyn als ihrem Frank. Er fühlte sich von demselben Glauben belebt, diese Liebe sollte den Leiden, der Entfernung, der Zeit trotzen. Endlich brach der erste Sturm gegen sie los. Die Reiter wurden plötzlich ausquartirt und ihre Schwadron ziemlich weit weg auf ein Dorf in der Umgegend verlegt. Christine wurde todtenbleich, als der Wachtmeister mit dieser Neuigkeit ins Zimmer trat, um mit dankbarem Her-

zen Abschied von der freundlichen und sorgsamen Hauswirthinn zu nehmen. Aber ihr Stolz wehrte dem Ausbruch eines Gefühls irgend einer Klage gegen die Muhme, als der Reiter das Zimmer verlassen; denn nicht mit Unrecht schien es ihr, als habe Frau Sebald die Hand im Spiele gehabt, und als sey die Schwadron nicht ohne Einwirkung des Herrn Bürgermeisters entfernt worden, mit dessen Gemahlinn Frau Sebald seit Langem vertraut und die letzten Tage viel in dem Hause derselben gewesen war, ohne, wie sonst geschah, die Nichte mitzunehmen.

Christinens Scharfblick hatte sie nicht getäuscht, obwohl, was Frau Sebald zur Ausführung ihres Planes hatte thun können, nur das Wenigste war, und der Zufall das Meiste bewirkt hatte. Indessen, da dieß über Erwartung gelungen war, wünschte sie nun auch eine letzte Zusammenkunft zwischen Christinen und dem Reiter, so wie alle fernere Verbindung unmöglich zu machen; sie wußte Christinen anhaltend zu beschäftigen, sie ging selbst in den Hof hinaus, jenem den Abschied in der Stube zu ersparen. Bald darauf hörte man die Soldaten sich zum Fortreiten anschicken; die Pferde stampften, die Waffen rasselten, das Hofthor ging auf und un-

ter lautem Getöse verließen die Krieger das gastfreye Haus, das sie durch mehrere Wochen mit Zufriedenheit bewohnt hatten.

Frau Sebald beobachtete ihre Nichte scharf, aber keine Miene verrieth, was in ihrem Innern vorging, und jene wußte nicht, ob sie diese Ruhe auf Rechnung innerer Kälte oder Selbstbeherrschung schreiben, oder den Sturm fürchten sollte, der auf diese Stille folgen würde. Es folgte keiner. Am andern Tage wurde schon wieder neue Einquartierung in das Haus gelegt, es gab zu fegen, zu ordnen, nach der Küche zu sehen. Frau Sebald, die nun ihre übermäßige Furcht vor den fremden Gästen verloren hatte, legte selbst mit Hand an. Es war nicht möglich, während der Unruhe, die dieß im Hause erzeugte, ihre Nichte so streng zu bewachen. Alle Liebe ist schlau, die unglückliche ist noch dazu kühn. Trotz aller Wachsamkeit der Muhme kam doch ein Zettel in Christinens Hände, der ihr alle ihre Heiterkeit und ihren Muth wieder gab, welche seit dem Eintritt des Wachtmeisters ihre Seele verlassen und einer Geistesqual Platz gemacht hatten, die um so tiefer war, je weniger davon in ihrem Äußern erschien.

Die Nacht kam. Frau Sebald ging zu Bet-

te, Christine stieg in ihre Kammer hinauf. Aber sie ging nicht schlafen, sie zählte die Schläge der Uhr an ihrem hochklopfenden Herzen, sie hatte sich den Schlüssel zur Thür, die von dem Hof rückwärts in den kleinen Garten führte, zu verschaffen gewußt, und wie es eilf Uhr war, schlich sie leise auf Socken die Treppe herab, über den Hof weg, öffnete das Pförtchen und stand nun ganz allein in der finstern todtenstillen Nacht. Da rauschte es an der Mauer von außen, sie hörte, wie man sie erstieg. Jetzt knisterten die Gesträuche auf der inwendigen Seite — jetzt sah sie sichs regen — er war es, er lag in ihren Armen, und zum ersten Mahl, seit sie sich kannten und liebten, ward ihnen die ungestörte und unbelauschte Seligkeit von zwey flüchtigen Stunden zu Theil. Dieser Genuß war zu schön, zu neu, als daß die Liebenden nicht Alles hätten wagen sollen, um sich seiner auch für künftig zu versichern. Alle Maßregeln wurden getroffen; diese geheimen Besuche dauerten unentdeckt fort, und was Frau Sebald durch ihre listige Verwendung bey der Frau des Bürgermeisters hatte hindern wollen, machte sich erst recht fest und unauflöslich durch diese Einwirkung selbst. Jetzt hatten die jungen Leute Zeit, sich über alle ihre Hoff-

nungen und Aussichten zu verständigen, und ihnen erschien die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit ihrer künftigen Verbindung, wenn Wilhelm seine Capitulation ausgedient haben und wieder zu seinem Handwerke, das er tüchtig verstand, zurückkehren würde, in nichts weniger als hoffnungslosem Lichte. Muth und Liebe wohnten in ihrer Beyden Brust, Jahre zu warten, Schwierigkeiten und Widerstand zu besiegen, dem Schicksal, den Gefahren des Krieges zu entgehn. Alles schien ihnen leicht, und so genossen sie mit vollen Zügen das Glück inniger Zärtlichkeit

Trennung.

Christine war ein anderes Wesen geworden. Das Bewußtseyn, heiß und treu geliebt zu seyn, erhob ihr Gemüth; die Sicherheit, den Geliebten ungestört und recht oft sehen und sprechen zu können, machte sie glücklich und die Zuversicht, mit der sie ihrem künftigen Schicksal entgegen sah, gab ihr eine Heiterkeit, einen kindlichen Frohsinn, den Frau Sebald nie an ihr gekannt, und nach dem, was sie gethan zu haben vermeinte, durchaus nicht begreifen konn-

te. Indessen stand diese Stimmung dem geistvollen hübschen Mädchen so wohl, es machte sie im Haushalt so brauchbar, so angenehm, daß Frau Sebald sie recht lieb zu gewinnen anfing und nur mit Angst an die Möglichkeit dachte, daß ihre Ältern sie über kurz oder lang von ihr fordern, oder eine vortheilhafte Heirath sie ihrem Hause entziehen könnte.

Aber diese gegenseitige Zufriedenheit sollte nicht lange dauern. Das Regiment, bey welchem Wilhelm stand, bekam Befehl, aufzubrechen und sich an die große Armee anzuschließen, welche ihre Siege bis nach Pohlen hinein verfolgte. Die Nacht vor dem Abmarsch der Truppe war die letzte glückliche Zeit in Christinens Daseyn. Mit Gefahr, seinen Dienst zu versäumen, und daher vielleicht auf Kosten seines Lebens, hatte ihr Freund sich noch vor Mitternacht zu ihr gestohlen. Um vier Uhr sollte die Schwadron aufbrechen, und seine Schar lag anderthalb Stunden von dem Städtchen. Christine sah die Gefahr dieses Besuches ein, und wußte sie nach ihrer ganzen Größe und der Tiefe ihres Gefühls zu würdigen. Ja, wäre eine Möglichkeit gewesen, sie hätte sich unbedenklich entschlossen, mit ihrem Wilhelm zu ziehn, jedes Loos mit ihm zu

theilen, mit ihm zu leiden, für ihn zu sorgen, vielleicht mit ihm zu sterben.

Der Abschied brachte alle seine Schmerzen und all seine wehmüthige Lust mit sich. Der Morgen fing an zu grauen und die erwachende Lerche schreckte auch hier ein unglücklich liebendes Paar auseinander. So wie Wilhelm sein Roß bestiegen hatte, so wie die Hufschläge desselben schwächer und schwächer in Christinens Ohr verhallten, gesellte sich zu dem erdrückenden Schmerze des Verlustes noch die Angst um den Geliebten, der sich vielleicht zu lange aufgehalten, der seiner Liebe seine Pflicht zum Opfer gebracht hatte. Die Sonne fand sie ruhelos, der Tag verging unter unaussprechlichem Bangen. Standrecht und Execution schwebten vor ihren Blicken, bis endlich die Nachricht kam, daß das Regiment ohne weitern Zufall die Gegend verlassen habe, und noch vor Einbruch der Nacht der bekannte Bothe erschien, ihr ein paar Zeilen zu bringen, die sie beruhigten und Wilhelms letztes Lebewohl und erneuerte Schwüre enthielten.

So war sie nun getrennt auf lange, und wer bürgte ihr dafür, ob nicht für immer? Dennoch war nur ihr Glück, nicht ihr innerer Frie-

de erschüttert. Sie wußte, was sie empfand, und sie baute fest auf ein gleiches Gefühl in des Freundes Brust; ja, die heftige Leidenschaftlichkeit, mit der er sie, wie er ihr nachher oft gestanden, im ersten Augenblick erfaßt, der Heldenmuth, den er bey ihrer Rettung bewiesen, die gränzenlose Liebe, selbst die Eifersucht, die er ihr in der Zeit ihres verstohlenen Umgangs bewiesen hatte, der ungeheure Schmerz, der beym Abschied seine Brust zerriß, Alles zeigte ihr, daß sie auf eine Art geliebt wurde, die keinen Wunsch wie keinen Zweifel mehr übrig ließ. Sie ruhte still und ergeben in diesem Gedanken, und keine Sorge als für das Leben des Geliebten kam in ihre Seele; denn daß er treu wiederkomme, wenn er käme, und daß es seinem Fleiße wie ihrer Genügsamkeit dann nicht an Mitteln fehlen würde, sich rechtlich durchzubringen, davon war sie versichert — und so erschien ihr ihre Zukunft nicht so düster, wenn Gott nur des Lebens ihres Freundes schonte.

Trauerbothschaften.

Ein halbes Jahr war vorübergeschlichen. Einige Mahl hatte Wilhelm Mittel gefunden,

Christinen Nachricht von sich zu geben, und in jeder sah sie die Fortdauer seiner Liebe und ihrer Zuversicht. Aber endlich blieben die Nachrichten aus, die Zeitungen lieferten beunruhigende Neuigkeiten für jedes Herz, das etwas Geliebtes bey Einem der beyden Heere wußte. Die Franzosen waren tief nach Pohlen vorgedrungen, die mörderischen Tage von Friedland und Eylau folgten, kein Laut von Wilhelm drang herüber. Aus den öffentlichen Nachrichten ward kund, daß sein Regiment viel gelitten hatte; Christinens Muth und ihre Liebe bahnten ihr einen Weg, sich durch Briefe an den Commandanten desselben wenden zu können, und sie vernahm endlich die längstgefürchtete Kunde von seinem Tode: er war in der Schlacht von Eylau geblieben.

Sie trug diese Nachricht mit Muth wie bisher ihr ganzes Geschick. Sie sprach mit Niemand darüber; denn was Wilhelm ihr gewesen, wie sie ihn geliebt, und was sie sich geschworen, war das heilige Geheimniß ihres Herzens, und, daß es Niemand wußte, die einzige Beruhigung, die jetzt in ihrem Schicksal lag. Aber ihr Äußeres und ihre Gesundheit trugen die sichtbaren Spuren der innern Aufreibung. Frau Sebald

berief alle Ärzte, die in dem Städtchen und der Gegend zu finden waren; keiner wußte Rath. — Einige vermutheten eine Gemüthskrankheit; aber Frau Sebald, die ihre Nichte bey der ersten kürzern Entfernung, und dann bey der völligen Abreise des ihr einst theuern Mannes so ziemlich ruhig gesehen hatte, konnte dem Gedanken keinen Raum geben, daß sein Andenken nach mehr als einem Jahre noch diese Nachwirkung hervorzubringen fähig sey. Daß er nach Pohlen gekommen, daß er geblieben sey, von alle dem wußte sie nichts, und Christine hatte sich wohl gehüthet, je einen Laut darüber gegen sie zu verlieren. Auch jetzt behandelte sie ihre Kränklichkeit als etwas Unbedeutendes, that dergleichen, als nähme sie die vorgeschriebenen Mittel, und freute sich insgeheim über die Abnahme ihrer Kräfte und ihr sichtbares Dahinwelken.

Das Alles erfüllte Frau Sebald mit der lebhaftesten Unruhe, sie schrieb an ihren Bruder, theilte ihm ihre Angst mit, und das Vaterherz, das sich ohnedieß längst nach dem Umgange des hoffnungsvollen Kindes gesehnt hatte, wollte die unnatürliche Trennung nicht mehr ertragen. Herr Grelling schrieb daher an seine Schwester, Christinens Geist sey reif genug, um die Wahr-

heit zu ertragen, und er habe daher beschlossen, sich und sie nicht länger um die beste Freude des Lebens zu bringen; sie sollte wissen, daß sie noch einen Vater habe, er wolle sie zu sich kommen lassen und die Ärzte der Residenz über ihren Zustand befragen.

Diese Antwort war nicht nach dem Sinn der Frau Sebald. Sie hatte sich an Christinen gewöhnt, sie hatte sie nach ihrer Weise lieb gewonnen und bedurfte ihrer; daher sah sie der drohenden Entfernung mit Unmuth entgegen. Sie sträubte sich in den Briefen an ihren Bruder dagegen, sie brachte eine Menge Gründe dagegen auf; aber sie mußte zuletzt erschrocken schweigen, als unvermuthet ein Brief kam, der von dem plötzlichen schweren Erkranken des Meisters Nachricht gab und Christinen schnell zu dem Vater beschied, der sie vor seinem, wie er fürchtete, nahen Ende durchaus zu sehen verlangte. Nun war nichts mehr zu verschieben. Frau Sebald rief Christinen ins Zimmer, wo sie noch herzlich erschrocken, den Brief in der Hand, in ihrem Sorgenstuhle saß, und eröffnete ihr nach den nöthigen Vorbereitungen das Geheimniß ihrer Geburt und zugleich die Gefahr ihres Vaters. Erschütternd wirkten diese Mitthei-

lungen auf Christinens ohnedieß verdüstertes Gemüth. Sie sollte einen Vater finden, um ihn vielleicht in demselben Augenblick zu verlieren, — sie war wie außer sich, und Frau Sebald hatte alle ihre Vorsicht und Gemüthsruhe nöthig, um den verderblichen Folgen dieses heftigen Eindruckes vorzubeugen. Aber was sie so sehr gefürchtet hatte, geschah doch nicht. Christinens Gemüth richtete sich an der ungewohnten Freude, einen Vater zu haben und ihn in dem verehrten Manne wieder zu finden, an dem ihr Herz, seit sie denken konnte, mit stiller Liebe gehangen hatte, so kräftig auf, daß selbst die Angst um die Krankheit desselben zum neuen Sporn ward, sich der Düsternheit zu entreissen, in welche sie das Unglück ihrer Liebe versenkt hatte, und der Gedanke, dem Vater, den sie kaum gewonnen hatte, nützlich zu werden, ihn durch ihre Pflege und Liebe vielleicht zu retten, sie ihre eigenen Leiden vergessen machte. Mit unglaublicher Thätigkeit betrieb sie alle Anstalten zu der neuen Reise und saß am Abend des folgenden Tages mit dem alten Georg, dessen Schutz sie Frau Sebald übergeben hatte, auf dem Postwagen, der sie zu dem geliebten Vater, dem

einzigen Gegenstand, der ihrem Herzen noch auf Erden lieb war, bringen sollte.

Ihre Ankunft wirkte wohlthätig auf den Kranken, und auch von der Stiefmutter wurde sie anständig empfangen, recht freudig aber von zwey jüngern Schwestern, guten, einfachen Kindern, die sich bald mit Liebe an sie hingen. Vater Grelling besserte sich sichtlich unter der Pflege so treuer Anhänglichkeit, er konnte bald das Bette wieder verlassen und seinen Geschäften nachgehn; aber eine gänzliche Erhohlung und Herstellung trat nicht ein, seine Kraft war dahin, der Keim des Lebens versehrt. Eine mühevoll bey schwerer Arbeit hingebrachte Jugend, Sorgen und anstrengende Geschäfte in spätern Jahren hatten seine Kräfte erschöpft; sie ersetzten sich nicht mehr. Mit tiefem Schmerz sah Christine den geliebten Vater hinsiechen, in ihrer Brust wachten bey dieser Erneuerung alle alten Schmerzen wieder auf, sie widmete sich mit eigensinniger Anstrengung seiner Pflege und fand Trost in dem Gedanken, daß sie darüber zu Grunde gehn und dem Vater und Geliebten in eine bessere Welt folgen könnte.

Der Mutter hatte eine Abwesenheit von so vielen Jahren sie nicht genähert, ihre Herzen

blieben sich fremd, aber der lebensfrohen Frau kam die Theilnehmerinn und thätige Gehülfinn im Hause und bey dem Kranken, der so mancher Leistungen bedurfte, sehr gelegen. So behandelte sie sie ziemlich freundlich und wünschte ihr längeres Verweilen. Dieser Wunsch ward auch erfüllt; denn der Vater siechte lange und es verstrich mehr als ein Jahr unter Sorge und Kummer, bis endlich der schwache Lebensfunke erlosch und Herr Grelling unter Segnungen für alle seine Kinder, aber am meisten für seine treue Pflegerinn in ihren Armen verschied.

Der Ernst dieser letzten Augenblicke hatte doch erschütternd auf das Gemüth der leichtsinnigen Frau gewirkt. Sie fühlte sich von dem Bilde der Pflichten, die ihr jetzt oblagen, ergriffen, sie begegnete Christinen, deren Benehmen ihr Achtung eingeflößt hatte, mit Anstand und Freundlichkeit, und diese war nicht ungeneigt, auch nach des Vaters Tode im Hause zu bleiben und die mannigfachen Sorgen des Hauswesens zu theilen; denn ihr Herz war der Annäherung mütterlicher Liebe freudig entgegen gekommen, und der Gedanke, thätig und für ihre jüngern Geschwister nützlich seyn zu können, hatte ihrem zwecklosen Daseyn ein willkomme-

nes Ziel eröffnet. Aber dieß schöne Verhältniß dauerte nicht lange; die Welt hatte noch zu viel Reize für Frau Grelling, und ihr reiches Haus, wie ihre noch immer hübsche Gestalt zu viel Anlockendes für wohlberechnende Freyer. Bald sah Christine die Mutter von Liebhabern umworben und dem Augenblick nahe, wo sie einem von ihnen mit ihrer Hand die Führung und die bedeutenden Einkünfte ihres wohleingerichteten Gewerbes überlassen würde. Vorstellungen und Plane, wie man sich, ohne jenen mißlichen Schritt zu thun, mit einem Werkführer behelfen und seine Freyheit, sein Vermögen für die Kinder des ersten würdigen Gatten bewahren könnte, glitschten fruchtlos an ihrem Herzen ab, und da Frau Sebald um eben diese Zeit in jedem Briefe mit Wehmuth von der Zeit sprach, wo Christine bey ihr gelebt hatte und sie wieder zu sich wünschte, so gewann der Gedanke, ein Haus zu verlassen, in welchem sie unter so veränderten Umständen von keinem wesentlichen Nutzen seyn, ja kaum die nöthige Freyheit für sich würde behaupten können, immer mehr Raum in Christinens Seele, und sie entschloß sich, wenn die Mutter auf ihrem Sinn, sich abermahls zu verheirathen, bestände, zu ihrer Muhme zurück-

zukehren, in deren Lage sich während Christinens Abwesenheit ohnedieß eine große Veränderung zugetragen hatte.

Übersiedlung.

Frau Sebald hatte längst darauf gedacht, wenn ihre Nichte heirathen würde, nach *ingen zu ihrem Sohne, der dort eine ansehnliche Fabrik dirigirte, zu ziehen. Als vor ungefähr anderthalb Jahren Christine sie, zwar nicht von der Hand der Liebe, aber der Kindespflicht geleitet, verlassen hatte, wurde jener Gedanke wieder lebhaft in ihr. Die alte kränkelnde Frau fühlte sich einsam an einem Orte, wo kein näheres Band ein liebendes Wesen mit ihr vereinigte; sie schrieb an ihren Sohn, die Verhandlungen wegen der Übersiedlung waren im Gange, als der Krieg von Neuem ausbrach, die französischen Heere sich ihrer Gegend abermahls nahten, und die einsame alte Frau alle Unordnungen und Unruhen der ersten Invasion drohend vor sich sah, ohne den Trost zu haben, daß Christine ihr hülfreich zur Seite stehn und ihr den größten Theil der Last abnehmen würde. Das wollte sie nicht erwarten. Mit Hast betrieb sie

ihre Abreise, beschleunigte den Verkauf ihres Häuschens, und verließ ungefähr ein halbes Jahr, nachdem Christine zu ihrem Vater gereiset war, ihren bisherigen Aufenthalt, an welchem sie seit ihrer Verheirathung fast dreyßig Jahre gelebt, um nie wieder dahin zu kehren. Es schien ihr guter Geist gewesen zu seyn, der in ihrer Seele den Gedanken an diese schleunige Flucht erregt hatte; denn kaum war sie einige Wochen in ihrem neuen Wohnort, als die ganze Fluth eines verheerenden Krieges sich auf jene Gegenden warf, eine Schlacht unweit ihres vorigen Aufenthaltes geliefert, das Städtchen im Hin- und Wiederziehn der Truppen genommen, entsetzt, wieder erobert, geplündert und zum Theil in Asche gelegt wurde.

Frau Sebald dankte dem Himmel, der sie so väterlich jenem Verderben entrückt hatte, und lebte nun ruhig, aber sehr einsam bey ihrer Familie. Ihres Sohnes Geschäfte waren weitläuftig, sein Haus übervoll und laut. Das stimmte wenig zu der gewohnten Stille, an die sie sich durch die lange Zeit ihres Witwenstandes gewöhnt hatte; sie hielt sich daher meist ganz zurückgezogen in ihrer kleinen Wohnung, und hier, wo sie Niemand von ihren alten Bekann-

ten um sich hatte, die Angehörigen ihres Sohnes ihr gern mit liebevoller Rücksicht begegneten, doch aber ihr fremd und neu erschienen, war es, wo die Sehnsucht nach ihrem Stinchen um so lebhafter erwachte. So lange ihr Bruder lebte, hätte sie es für pflichtwidrig gehalten, auch nur mit einem Laute dieses Wunsches zu erwähnen; jetzt aber, da dieser todt war, da sie aus Christinens Briefen von den Absichten ihrer Mutter überzeugt wurde, glaubte sie sich und dem verwaisten Mädchen mit dem Antrage, wieder zu ihr zu ziehen, eine Wohlthat zu erzeigen, und sprach also ihren Wunsch unverhohlen aus.

Frau Grelling hatte sich indessen ebenfalls entschieden, und ihre Wahl war auf einen jungen Meister gefallen, dem es, wie sie glaubte, an nichts als an Vermögen gebrach. Es war ein hübscher, rüstiger Mann, um mehrere Jahre jünger als sie, aber ihr deßhalb nicht unangenehmer. Christine sprach mit ihr darüber, aber der Entschluß stand bereits zu fest, und da jene keine Lust bezeigte, mit diesem Stiefvater in einem Hause zu leben, so schien es Frau Grelling nicht unerwünscht, wenn die stolze, allzukluge Tochter, in der sie nichts als eine strenge Rich-

terinn ihrer gegenwärtigen und künftigen Schritte sah, sich zu ihrer Muhme nach *ingen zurückbegab.

Frau Sebald empfing die geliebte Nichte wie einen Bothen vom Himmel gesandt, und diese gelobte sichs im Stillen, mit aller Aufopferung, deren sie fähig war, für das einzige Wesen zu leben, das ihrer bedurfte, dem sie sich angehörig fühlte. Freudenarm, aber nicht ohne Beruhigung, gingen ihr Tage, Monden, Jahre hin. Die frische Blüthe ihrer Gestalt war längst nicht sowohl der Zeit als dem Schmerz zum Opfer gefallen; aber nach und nach trat Christine auch wirklich aus den Jahren der ersten Jugend heraus. Dennoch lag ein sanfter Reiz über die schlanke, ernste Gestalt ausgegossen, und die Tüchtigkeit für Haus und Wirthschaft, die Jedermann kannte, nebst der Aussicht auf ein nicht unbedeutendes Capital, das ihr vom Vater vererbt war, machte sie zum Ziel mancher Wünsche. Es fanden sich viele Freyer ein, die bald bey Frau Sebald, bald bey ihrem Sohn um die schöne Verwandte warben. Manche unter ihnen würden jedem andern Mädchen wünschenswerth erschienen seyn; für Christinen hatte das Alles keinen Werth, ihre Rechnung für

diese Welt war seit ihres Wilhelms Tod geschlossen, und ihre Zukunft lag hinter ihr. So wies sie alle diese Anträge artig, aber mit Bestimmtheit ab und blieb ihrem Vorsatz getreu, ihr Leben der Pflege ihrer geliebten Vatersschwester zu weihen.

Zweyter Witwenstand.

Frau Grelling hatte in der zweyten Ehe das Glück nicht gefunden, das sie sich versprochen. Der Mann war leichtsinnig, verschwenderisch, ein Schwelger und Spieler. Im Hause mangelte es an Aufsicht, bey den Geschäften außerhalb an Pünctlichkeit und Ordnung. So gingen einige Jahre hin, mit Verdruß und Reue sah die Frau diese Untugenden eine nach der andern hervorkommen und ihrem Vermögen wie ihrer häuslichen Zufriedenheit den Untergang drohen. Zank und Streit erhob sich, das einst würdige Haus war der Schauplatz wüster Auftritte, und Alles wies auf noch schlimmere Zeiten hin, als zum Glück der Frau und der Stiefkinder ein Sturz mit dem Pferde auf einer Jagd, die mit unter die Lieblingsergötzungen des leicht-

sinnigen Mannes gehörte, seinem Leben und dem Verdruß der Seinigen ein Ende machte.

Christine vernahm diese Neuigkeit in ihrem stillen Aufenthalt, und würde ebenfalls froh darüber gewesen seyn, hätte nicht die genaue Kenntniß von der Denkart ihrer Mutter sie doch im Grunde wenig Gutes hoffen lassen; und wirklich erhielt sie kaum ein halbes Jahr nach jener Nachricht die Meldung, daß die Mutter schon wieder daran dächte, sich einen Theilnehmer und Gehülfen in ihrem großen Gewerbe zu suchen, daß aber ihre Wahl doch dießmahl zur Zufriedenheit des ganzen Hauses auf einen eben so geschickten als fleißigen und sittlichen Menschen, ihren Altgesellen, gefallen sey, der schon seit mehr als einem Jahre in der Werkstatt arbeitete, während dem Leben des vorigen Herrn fast alle Geschäfte allein geleitet hatte, und der Familie die Aussicht gab, einen redlichen und geschickten Mann an der Spitze ihrer Angelegenheiten zu sehen.

Das Alles berührte Christinen nur in so weit, als es das Schicksal ihrer jüngern Geschwister betraf. Waren es diese zufrieden, so war sie es auch; sie antwortete daher in diesem Sinn, bekümmerte sich übrigens nicht viel mehr um die

genauern Umstände, schrieb selten, erhielt selten Briefe, und suchte ihr ganzes mögliches Erdenglück in Stille, Abgeschiedenheit und Pflichtübung.

Aber es schien, als wäre ihr diese Ruhe nicht bestimmt. Ungefähr ein Jahr nach der zweyten Vereheligung ihrer Mutter wurde Frau Sebald gefährlich krank, der Arzt erklärte, daß wenig Hoffnung zum Leben übrig sey, und wirklich verschied sie nach wenigen Wochen in den Armen der tiefgebeugten Christine, die sich nun, da sie im Hause ihres Vetters nie recht einheimisch geworden war, hier wie auf einer einsamen Insel im weiten Meere allein fand.

Aber nicht sobald vernahmen die Ihrigen in der Residenz den Tod der Vatersschwester und Christinens verlassene Stellung, als die Mutter ihr aufs freundlichste schreiben und sie zu sich bescheiden ließ. Die Schwester, welche zunächst an Jahren an Christinen stand, hatte nach des Vaters Tode weit weg geheirathet, die erwachsenen Söhne waren auf Wanderschaft, und die beyden jüngsten Mädchen bedurften noch mehr der Aufsicht, als daß sie der Mutter zu bedeutender Hülfe hätten seyn können, die Mutter fühlte das Alter herannahen uud brauchte eine

Gehülfinn. Christine stand einsam; sie war noch zu jung und zu hübsch, um das mit Anstand zu können. So nahm sie denn, so wenig sie sich Dauer von diesen Verhältnissen versprach, bis sich eine schicklichere Gelegenheit fände, das Anerbiethen dankbar an und reisete nach der Residenz ab.

Der Stiefvater.

Die Werkstätte des alten Meisters Grelling, deren Ruhm, so lange jener leichtsinnige erste Nachfolger lebte, in Verfall gekommen war, hatte sich unter dem jetzigen Manne der Witwe wieder mit neuem Glanz erhoben. Er verstand das Geschäft vollkommen, trieb es noch mehr ins Große, nahm Bestellungen in entfernte Länder an, entwarf, erfand, zeichnete alles selbst, und wenn er auch nicht mehr Hand an die Arbeit legte, so leitete doch sein thätiger Geist Alles mit Kraft und Einsicht, und seine gründliche Kenntniß des Handwerks, da er selbst einer der geschicktesten Gesellen gewesen, in fremden Ländern gearbeitet, Vieles gesehn und erfahren hatte, flößte seinen Untergebenen Achtung und Folgsamkeit ein. Der junge kräftige

Mann gefiel sich in diesem weitverbreiteten Wirken, er sah sein Vermögen sich vermehren, seine Ehre wachsen, er übte eine Art von Übergewicht über seine Zunftgenossen, und stand, durch eine feinere Bildung der Gestalt sowohl als des Benehmens, eine Frucht seiner Reisen und eines hellen Verstandes, den höhern Classen nicht fern. Daher verkehrten die Vornehmen, welche Arbeiten bey ihm bestellten, gern selbst mit dem verständigen, artigen Meister, er hatte Zutritt in angesehenen Häusern, und Christinens Mutter sonnte sich in ihren spätern Jahren mit Lust und nicht ohne Anmuth in dem Glanze, den ihr junger und geachteter Mann über ihr Haus brachte.

Mitten in diesem heitern, rührigen Leben betrat Christine das Haus ihrer Ältern wieder. Die Mutter, die Schwestern gingen ihr freudig entgegen, Herr Frank war seit einigen Wochen abwesend, aber man erwartete seine Wiederkehr in dem nächsten Tage und freute sich auf seine angenehme Überraschung, wenn er die Zahl der Hausgenossen um Ein so werthes Glied vermehrt sehen würde, von deren Ankunft er keine Nachricht hatte; denn die Verhandlungen

zwischen Mutter und Tochter waren während seiner Reise geschlossen worden.

Diese fand die Mutter, die Geschwister gesund und froh, die Geschäfte blühend, überall Spuren des zunehmenden Wohlstandes, der pünktlichsten Ordnung, der verständigsten Leitung; sie hörte von dem unbekannten Stiefvater reden, es geschah mit Liebe und Zutrauen, und ihr Herz schloß sich angenehmen Empfindungen auf. Sie hoffte jetzt eine Zufriedenheit hier zu finden, auf die sie eben nicht sehr gerechnet hatte, und sah mit Vergnügen der persönlichen Bekanntschaft des Mannes entgegen, der so bedeutenden Einfluß auf das Wohl der Ihrigen hatte, und dessen übrigens ziemlich allgemeiner Nahme schon durch eine theure Erinnerung sie mit lebhafterem Interesse für ihn gewann.

So wie sie nun mehrere Tage im mütterlichen Hause zugebracht hatte, bemerkte sie nach und nach immer mehr, was zwar ihre gute Meinung von ihm noch vermehrte, aber auch ihr Herz auf eine tiefere, wunderbarere Art berührte. Sie erfuhr nähmlich, ihr Stiefvater heiße nicht allein F r a n k, sondern W i l h e l m Frank, er sey aus den Rheingegenden gebürtig, eine

Weile Soldat in französischen Diensten gewesen und habe den Feldzug in Pohlen mitgemacht. Sie ließ sich seine Gestalt beschreiben, sie hörte mit Entsetzen und schmerzlicher Lust, was ihre Vermuthungen bestätigte, sie fragte nach vielen kleinen Bestimmungen, sie trafen alle, alle zu, und immer heller und heller trat die Vorstellung vor sie hin, ihr Stiefvater sey kein anderer, als der so lange beweinte, erste, einzige Liebling ihrer Seele, dem sie Treue geschworen und gehalten, der ihr den gleichen Schwur geleistet, und — o es lag eine Hölle von Qualen in diesem Gedanken! Aber noch immer war sie ihrer schrecklichen Vermuthung nicht gewiß, und die Möglichkeit, daß Wilhelm lebe, daß sie ihn wiedersehen werde, hielt selbst dem Schmerz, ihn in solchen Beziehungen zu finden, ein wunderbares Gleichgewicht.

Viele andere peinliche Rücksichten gesellten sich zu den Vorstellungen, die ihr Herz zerrissen. Wenn er es nun war, — wenn sie dem Geliebten und einst so leidenschaftlich Liebenden hier im Hause seiner Gattinn, die ihre Stiefmutter war, begegnen sollte — welches Betragen schrieben ihr Pflicht und Stolz vor? Flucht, schleunige Flucht aus dem Hause war ihr erster

Gedanke. — Aber wohin? wenn nicht selbst dieser plötzliche und unter den jetzigen Umständen so überraschende Entschluß die Mutter aufschrecken, ihr Verdacht einflößen und dem Treulosen den wahren Zustand ihres Herzens verrathen sollte, der ja, wie leicht zu vermuthen stand, über ihr Daseyn überhaupt, so wie über ihre Verhältnisse zu dem Hause seiner Gattinn unmöglich so unwissend seyn konnte, als sie es, leider, bisher in Ansehung seiner gewesen war?

Unter so quälenden Vorstellungen, von Schmerz und Stolz bekämpft, bey hundert Mahl entworfenen und wieder aufgegebenen Planen, waren die wenigen Tage vergangen, welche noch bis zu Herrn Franks Ankunft verfließen sollten. Der Reisewagen rollte vor die Thür des Hauses, Alles eilte dem Ankommenden entgegen. Christine hatte sich vorgenommen, sich nicht zu verbergen. War Herr Frank ihr ein ganz Fremder, so hatte sie keine Ursache ihn zu meiden; war er derjenige, den sie meinte, so sollte ihr plötzlicher Anblick die einzige Rache seyn, die sie sich an ihm zu nehmen erlaubte. Wie sehr sie sich selbst dabey strafen würde, dachte sie nicht, und so folgte sie dem Anscheine nach ruhig ihrer Mutter ins äußere Zimmer.

Die Thür ging auf — Wilhelm stand vor ihr — ihre Züge erstarrten, ihr Herz zog sich zusammen, Dunkel verhüllte ihre Augen, und vergebens gegen die immer wachsende Bewußtlosigkeit ringend, sank sie endlich langsam hinter der Mutter nieder. Ihr Fall erschreckte Alle. In dem Augenblick sah und erkannte sie Frank. — Er stürzte auf sie zu, faßte sie in seine Arme, an seine arbeitende Brust, und trug sie so zum zweyten Mahle — unter wie veränderten Beziehungen! — in ihre Kammer. Unvermögend, sich sogleich loszureissen, hatte er die Bewußtlose noch immer starr betrachtet, die Bestürzung der Mutter, der Schwestern, entzogen seine Befangenheit ihren Blicken; aber als jetzt Christine die Augen aufschlug und mit stummen Geberden Alle sie zu verlassen bath, da ging auch er mit den Übrigen, und seine lange verschlossene Brust öffnete sich gewaltsam sehr schmerzlichen Eindrücken.

Verkettung der Umstände.

Es war Wilhelm Frank, es war der Todtgeglaubte. In der Schlacht von Eylau war er für todt auf dem Platze geblieben; in einem

russischen Spital erwachte er zum Leben. Seine Heilung ging ungemein langsam vor sich, verschiedene Umstände verzögerten sie, so wie seine Rückkehr nach Deutschland. Er schrieb, sobald er die Feder führen konnte, an seine Ältern, und meldete, daß er noch lebe, daß er aber wegen seiner Wunden nicht mehr dienen könnte und entschlossen sey, sein erlerntes Handwerk wieder zu ergreifen, daher der Vater ihm seine Entlassung erwirken sollte. Die Ältern sandten, so bald als möglich war, Geld, und waren über den Entschluß des Sohnes, seinen Stand zu verlassen, beynahe eben so erfreut, als über die Gewißheit seines Lebens. Sobald er konnte, machte er sich auf den Weg nach Deutschland. Sein erster Weg war zu den Ältern, der zweyte einige Monathe später in das Städtchen, in welchem er Christinen kennen gelernt hatte. Er fand es halb eingeäschert, alles Alte verstört, das Haus ihrer Muhme stand nicht mehr, und von ihr und Christinen war keine Spur zu finden, als die Nachricht, daß sie Beyde, jene später, diese früher, die Stadt verlassen hätten, um nie wieder zurück zu kehren.

Tief und schmerzlich empfand Wilhelm diesen Verlust; doch es waren vier Jahre seitdem

hingegangen, mancherley Eindrücke hatten des jungen Kriegers Seele bearbeitet. Er betrauerte seine zerstörten Hoffnungen, aber er faßte sich endlich, gedachte seiner ersten Liebe, seiner Schwüre wie eines schönen Traumbildes, das uns noch ergetzt, wenn wir erwachen, das unser Herz noch eine Weile mit lieblich wehmüthigen Empfindungen anregt, das aber — nicht ins Reich der Wirklichkeit gehört. Die Nothwendigkeit, für seine künftige Existenz zu sorgen, trat fordernd vor seinen Geist, sein Lebensplan mußte geregelt, und die Arbeit, von der er Erhaltung, Wohlstand und einst ein sorgenloses Alter erwartete, mit Kraft und Ernst angegriffen werden. Es gelang ihm bald, sich vor seinen Genossen auszuzeichnen. Der feste Wille, der kluge Sinn, womit er seine Arbeit betrieb, das Kunstgefühl, welches sich in ihm offenbarte, hefteten die Aufmerksamkeit der Meister auf ihn, er wurde gesucht, besser bezahlt, anständiger behandelt. Sein Ehrgefühl wurde angeregt, der Gedanke, sich hervorzuthun, eine neue Bahn zu gehn, und nicht zu seyn, wie Viele, schwebte seinem Geiste vor und richtete sein Gemüth abseits den Lockungen und Genüßen, die sonst junge Leute zu umstricken pflegen, auf Ehre und

Bedeutenheit hin. Christinens Bild trat ganz in den Hintergrund seines Herzens, noch immer bewahrte er ihr ein zartes, achtungsvolles Andenken, aber es war nicht vermögend, ihn zu irgend Etwas zu bestimmen, ja selbst die Liebe überhaupt und der Sinn für das durch sie gegründete häusliche Glück, die ihn einst mächtig bewegt hatten, wurden nun höhern Rücksichten untergeordnet. Er wanderte von Stadt zu Stadt, erweiterte seine Ansichten, begründete seine Kenntnisse, und kam endlich in die Residenz und in die Werkstatt der Frau Ambach, wie Christinens Mutter damahls hieß. Die Nachlässigkeit des gegenwärtigen Meisters gab ihm bald die Führung des ganzen Geschäfts in die Hände, weihte ihn gleichsam in alle Vortheile desselben ein, und regte den Wunsch nach eben solcher Wirksamkeit lebendig in ihm auf, und jetzt, als des Meisters unerwarteter früher Tod, und der Witwe sichtbare Vorliebe für den fleißigen und geschickten Altgesellen ihm glänzende Hoffnungen erregten, warb er um die Hand der Meisterinn und erhielt sie. Jetzt hatte sein Geist freyen Spielraum. Er besaß Einfluß, Vermögen, Bedeutung, selbst sein besseres Streben, andern durch Beyspiel vorzuleuchten und den Wohl-

stand einer Familie zu sichern, der er durch Dankbarkeit verpflichtet war, wurde angenehm aufgeregt, und in diesem lebendigen Schaffen und Wirken fühlte er selten, daß sein Herz unbefriedigt war, und die alternde Gattinn ihm fremd und ungenügend zur Seite stand.

Da führte das Schicksal ihm plötzlich das Traumbild seiner Jugend entgegen. Es war Christine, die ohnmächtig am Boden lag, es waren diese einst geliebten Züge, jetzt bleich, abgespannt, wie vom Hauche des Todes berührt! Und wenn sie das waren, wessen war wahrscheinlich die Schuld? — Das rief ihm eine vorwerfende Stimme im Innern zu. Er kämpfte gegen den Eindruck, er sagte sich Alles, was seine Vernunft ihm darboth, er suchte sein Gewissen zu beschwichtigen, wenn es ihm in manchem Augenblick vorhielt, daß er seine Nachforschungen zu bald aufgegeben habe, daß in dem Hause des Bruders ihrer Pflegemutter, deren Nahme doch zuweilen genannt worden war, Erkundigungen zu hohlen gewesen seyn würden; — er war mit sich zerfallen, und die sichere Ruhe, die ihn bisher geleitet, war entwichen.

Mißverständniß.

Christine fühlte sich sehr krank, sie mußte ein paar Tage das Bette hüthen, und konnte und wollte ihre Stube noch lange nicht verlassen. In dieser Einsamkeit nun wurde unter tausend Schmerzen der neue Lebensplan entworfen: zu schweigen, die Vergangenheit begraben seyn zu lassen, aber auch sobald als möglich das Haus ihrer Mutter zu verlassen, während der Zeit ihres Stiefvaters Anblick so viel als möglich zu vermeiden, und, wenn sie sich sehen müßten, des ehemahligen Verhältnisses mit keinem Laute, keinem Blick zu erwähnen.

Als sie sich dieß fest vorgezeichnet hatte, suchte sie die Mutter unter einem wahrscheinlichen Vorwande dahin zu vermögen, daß sie ihr erlaube, die Stelle einer Kammerjungfer bey der Gräfinn von T**, einer Dame, in deren Hause ihr Vater den Anfang seines Glückes gefunden, und die seitdem der Familie ihres ehemahligen Schützlings gewogen geblieben war, anzusuchen, weil die Gräfinn die ihrige damahls eben verloren hatte. Die Mutter war nicht zufrieden mit diesem Vorschlage, sie konnte die kluge Gehülfinn im Hause gar zu wohl benützen, sie wi-

versprach darum lebhaft, und suchte ihren Mann in ihre Ansichten zu ziehen, indem sie ihm den Vortheil begreiflich machte, der aus Christinens Anwesenheit entstand. Frank verstand Christinens Absicht vollkommen, aber was in diesem Wunsch nach Trennung auf ihre Gemüthsstimmung schließen ließ, trug nicht bey, ihn ruhiger zu machen. Ihm graute vor dem nächsten Zusammentreffen, und er unterstützte daher den Vorsatz Christinens, jenen Dienst anzunehmen, mit allen möglichen Gründen.

Indessen war das Geschäft jenes Dienstansuchens nicht so geschwind abzuthun, als es Christine und wohl auch Frank gewünscht hätten; die Mutter ließ sich nur mühsam dazu bereden, und endlich gingen noch einige Tage hin, bis alles mit der Gräfinn in Richtigkeit gebracht war. Christine konnte keinen Vorwand mehr finden, in ihrer Stube zu bleiben, sie mußte im Wohnzimmer der Familie erscheinen. Frank war davon benachrichtigt, und vermied es, diesen Tag zu Hause zu seyn. Aber wie lange konnte das fortdauern, und wie sollte er sich gegen sie benehmen? Diese Fragen stürmten unaufhörlich in seiner Brust.

Christine saß im Wohnzimmer mit der Mut-

ter und den Schwestern bey häuslicher Arbeit, in dem Zimmer, wo Frank mit seiner Frau lebte, wo Alles Spuren seiner Gegenwart trug, und dankte Gott für die kleine Erleichterung, daß ihr wenigstens sein Anblick erspart war und sie sich nach und nach an das Unvermeidliche gewöhnen könnte. Da rief ein Geschäft die Mutter in die Küche, und ein Fremder trat ein, der mit Herrn Frank zu reden hatte. Er sah sich im Zimmer um. Man hatte ihn an die Frau des Meisters gewiesen. Eine schlanke weibliche Gestalt, in welcher bedeutender Reiz und Jugend von einem zarten Schleyer geheimen Kummers, oder Kränklichkeit überschattet schien, saß am Fenster und nähte. Natürlich war das des jungen schönen Meisters junge schöne Frau.

Der Fremde trat auf sie zu, brachte sein Geschäft an, erfuhr, daß Herr Frank erst spät zurückkehren würde, und wurde ersucht, morgen um die gleiche Stunde vor Essenszeit zu kommen, wo der Meister sicher zu Hause seyn werde.

Der Fremde ging, des Vorfalls wurde nicht weiter gedacht, und der Tag verstrich leidlich. Am nächsten Mittag saß Christine abermahls mit bange klopfendem Herzen am Arbeitstische beym Fenster, — denn heute wurde der Stief-

vater zum Essen erwartet. Sie rief jede Kraft in sich auf, um diesem Zusammentreffen zu begegnen, fuhr zusammen, so oft die Thür aufging, schalt ihre Schwäche und ermannte sich wieder, als jetzt sein fester Tritt im äußern Zimmer ertönte, die Thür rasch aufflog, und nun die einst so theure, nie vergessene Gestalt etwas männlicher und stärker, aber darum nur desto bedeutender — in so ganz veränderten Verhältnissen vor ihr stand. Sein erster Weg war zu ihr. Freundlich, ja, angelegen erkundigte er sich nach ihrem Befinden; sie antwortete, so gut sie es vermochte. — Die ersten Worte waren gewechselt, der Ton dieser Stimme hatte wieder an ihr Herz geschlagen; sie fühlte wohl, daß in demselben noch Alles war, wir ehemahls, sie bebte, sie rang nach Kraft, und hielt sich auch; denn selbst die Gegenwart der Mutter und der Schwestern trug bey, ihre Fassung zu sichern. In dem Augenblicke kam der Fremde von gestern. Man hatte Frank schon davon gesagt, die Männer verhandelten ihr Geschäft laut, und im Verlauf der Unterredung erwähnte der Fremde seines gestrigen Besuches, daß er bereits mit des Meisters Frau gesprochen, wies auf Christinen hin und wendete sich mit der Benennung Frau

an sie. Frank folgte seinen Blicken — sein Auge begegnete dem Christinens, Purpurgluth und Leichenblässe wechselte in ihren Zügen, ein nahmenloser Ausdruck spiegelte sich in den seinigen und diente nur dazu, Beyder Bestürzung noch zu vergrößern, als die Mutter schnell hervortrat, und mit der Bemerkung: sie sey Frau Frank und jene seine Tochter, den Fremden zurecht wies. — Sie? antwortete der Mann betroffen und erstaunt: Sie? Dann ist das wohl die Stieftochter, setzte er langsam hinzu, und in seinen Mienen spiegelte sich, was beym Erkennen dieses widernatürlichen Verhältnisses in seinem Geiste vorging. Christine zitterte heftig, sie mußte das Nähzeug sinken lassen; Frank stand düster und schweigend da, und nur der Verdruß seiner Frau fand in diesem Augenblick Worte, um den Fremden fühlen zu lassen, daß seine Verwunderung beleidigend gewesen sey. Dieser empfahl sich bald, und ein Strom von bittern Bemerkungen ergoß sich aus dem Munde der gereizten Frau, sobald jener die Thür hinter sich angezogen hatte, und gab den zwey Betroffenen Zeit, sich einigermaßen zu sammeln. Aber Christine hielt es im Zimmer nicht aus. Was der Fremde in ihr angeregt hatte, war zu schmerz-

lich, sie klagte über plötzliches Übelbefinden und entfernte sich. Frank glaubte sie schwanken zu sehen, seine Besinnung war überwältigt, er eilte auf sie zu, um sie zu unterstützen. Sie erhob das Auge, es traf auf einen Blick voll Zärtlichkeit, Sorge und Reue. Nun war es auch um ihre Fassung gethan, in Thränen ausbrechend sank sie auf einen Stuhl an der Thür nieder, Frank stand im heftigsten innern Kampf neben ihr, er hatte gesehn, was er zu erfahren gefürchtet und darum gern nicht geglaubt hätte. Indessen strömte die Suade seiner Frau immer fort, und die Töne dieser durchdringenden Stimme, die ganze Gemeinheit ihres Benehmens fielen peinigend in seine Seele. Was das Mißverständniß des Fremden in ihm angeregt hatte, erhob sich furchtbar vor seinem Geiste, er war nicht fähig, ein Wort hervor zu bringen, als endlich Christine ihre Thränen bezwang, und ohne daß ihre Mutter in ihrem Feuereifer etwas bemerkt hatte, ohne daß Frank etwas that, um sie aufzuhalten, schnell das Zimmer verließ.

Sie war fest entschlossen, es nicht wieder zu betreten, mochte die Mutter, mochte Frank davon denken, was sie wollten. Zu ihrem großen Glücke erschien noch den Nachmittag der Haus-

hofmeister der Gräfinn, um ihr anzukündigen, daß diese wünsche, ihre neue Kammerjungfer sollte ihren Dienst um ein paar Tage früher antreten. Die Mutter war es seit dem Auftritt von heute Vormittag auch wohl zufrieden, denn sie befürchtete nicht ohne Grund, die Anwesenheit der schönen Tochter könnte sie leicht ähnlichen beleidigenden Mißverständnissen aussetzen. Frank, dem der Gedanke, Christine nicht mehr zu sehen, seit diesem Morgen schmerzlich war, sah dennoch die Nothwendigkeit dieses Schrittes ein, er versprach, selbst zur Gräfinn zu gehn, und seine Tochter aufs Angelegenste zu empfehlen. Die Gräfinn dankte ihm für das Zutrauen, das ihr die Familie bewies, und freute sich, ein so schätzbares Wesen, wie ihr Vater sie schilderte, um sich zu haben, die ihr mehr als Dienerinn seyn würde; und so trat denn Christine, ohne ihren Stiefvater noch ein Mahl gesehn zu haben, da Beyde sich unter schicklichen Vorwänden gern vermieden, schon am dritten Tage seit jenem unseligen Auftritt ihre neue Bestimmung an.

Rückfall.

Sie war nun aus dem väterlichen Hause geschieden. Nirgends mehr konnte ihr Frank begegnen, kein Zusammentreffen war möglich, und was ihm vor einigen Tagen wünschenswerth geschienen hatte, Christinens Entfernung, weckte nun, da es eingetreten war, und nach dem Vorfall an jenem Vormittage, sein Herz in Wehmuth und Verlangen nach ihr auf. Immer schwebte ihr Bild ihm vor, wie sie, in Thränen ausbrechend, an der Thür auf den Stuhl sank, und sie dünkte ihm anziehender in dem Reiz sanfter Schwermuth, als vormahls in unbewußter Jugendblüthe, die vielleicht — vielleicht der Kummer um ihn so früh abgestreift hatte.

Dieser Gedanke grub sich am tiefsten und quälendsten in seine Seele. Alles, was er, von dem ersten Augenblicke des Wiedersehens an, bis jetzt hatte bemerken können, ließ ihn mit der höchsten Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sie ihres Schwures besser eingedenk gewesen als er, daß sie ihn sogar dem Todten gehalten, daß er immerfort in ihrer Seele gelebt und sie um seinetwillen jede andere Verbindung ausgeschlagen, indeß er seine Treue, seine bessern Gefühle leicht-

sinnig den Rücksichten seines Ehrgeizes und seiner Eitelkeit geopfert. Alle alten Erinnerungen wachten auf, alle Jahre, welche zwischen jener ersten Zeit in ** und den letzten Tagen gelegen hatten, versanken vor seinem Geiste, die Vergangenheit knüpfte sich unmittelbar an den jetzigen Augenblick, jeder Blick auf seine alternde Gattinn, an welche Selbstsucht und Ehrgeitz ihn gekettet, jeder Vergleich zwischen ihr und ihrer Tochter fuhr wie ein Stachel in seine Seele, regte die bessern Gefühle auf, welche jene selbstsüchtigen Triebe niedergekämpft hatten, und verklärten in höherem Glanze vor seinen Augen das Bild seines häuslichen Lebens, wie es sich an Christinens Seite gestaltet haben würde, und wie er es wahrscheinlich bey früherm und emsigern Nachforschen, und standhafter Treue, von der Zeit, von ihrer Liebe und des Vaters Liebe für sie hätte erhalten können. Alles, was er von Christinen hörte, nährte diese finstern Vorwürfe. Sie fand sich mit gehaltener Entsagung in ihre abhängige Lage, welche ihr übrigens durch die Güte ihrer Gebietherinn so viel als möglich erleichtert wurde; aber daß sie sichtlich abnahm, daß ein unheilbares Übel an ihrer Gesundheit zu nagen schien, das konnten die Mutter und

die Schwestern, wenn sie sie besuchten, unmöglich übersehen, obwohl über Christinens Lippen keine Klage kam, und sie die zuweilen geäußerten Besorgnisse zu verspotten oder zu widerlegen suchte. Wenn zu Hause die Rede davon war, und der Stiefvater die besorgten Äußerungen der Seinigen hörte, da drangen die Dornen der Reue brennend in seine Brust, und immer heftiger ward der Kampf in seinem Innern, und immer heißer der Drang, nur Ein Mahl, ein einziges Mahl mit ihr zu sprechen, sich vor ihr anzuklagen, und sie aber auch in dem Jammer, der ihn zerriß, die volle Rache sehen zu lassen, die das Schicksal für den vernachlässigten Schwur an ihm genommen.

Er widerstand einige Zeit dem Wunsch, dessen gefährliche Folgen für Christinens Ruhe er wohl einsah; aber der Sturm in seiner Brust wurde zu mächtig, und was auch Vernunft, Zartgefühl und Grundsätze einwandten, die Stimme der Leidenschaft übertäubte sie alle. Ein Vorwand war bald gefunden, warum der Stiefvater mit der Tochter zu sprechen haben konnte, da Niemand ihr wahres Verhältniß ahnete; aber daß Christine ihn nicht annehmen würde,

wenn er sich geradezu melden ließ, daß konnte er vorher sehen.

Sie war eben bey der Gräfinn, als er von dem Bedienten in ihr Zimmer gewiesen wurde, und er bath, die Jungfer zu rufen, weil Jemand, von ihrer Mutter geschickt, sie zu sprechen hätte. Nichts Arges ahnend, trat Christine herein, sie erkannte Frank, ihr Erschrecken sagte ihm, was in ihr vorging und bestätigte jede gerechte Furcht und jede strafbare Hoffnung seiner Brust.

Seine glühenden Blicke verschlangen die geliebte Gestalt, die Heftigkeit seiner Gefühle hemmte auf einige Augenblicke seine Worte und gab Christinen die Zeit, sich zu fassen und mit unterdrückter Stimme zu fragen: Herr Vater, was steht zu Eurem Befehl?

Vater! rief er: Vater! Verhaßter Nahme! Habt ihr nur diesen Fluch, um mich zu empfangen?

Christine fuhr zurück vor der wilden Heftigkeit, mit der diese Worte hervorgestossen wurden. Sie zitterte; mit angestrengter Fassung sagte sie: — Mich dünkt, es wäre besser, euch nicht zu hören, und mit diesem Worte wollte sie sich wenden und das Zimmer verlassen; aber Frank stürzte auf sie zu, ergriff ihre Hand und rief:

Du mußt mich hören, ich muß dir Alles sagen, ich muß wissen, ob du mich verdammest, ob du mich hassest. Sie sah ihn an, sie sah den Ausdruck der glühendsten Leidenschaft in seinen Zügen und Thränen in diesen blauen Augen, deren seelenvoller Blick ihr in der traurigen Verlassenheit langer Jahre immer gegenwärtig geblieben war. Auch ihr schwand die Rücksicht auf alles Vorhergegangene; außer sich warf sie sich an seinen Hals und ihre Thränen flossen an seinem Herzen.

Wie lange sie sich in schmerzlich süßer Betäubung so umfaßt gehalten, war ihnen selbst nicht bewußt. Der Ton der Klingel aus dem Zimmer der Gräfinn schreckte sie auseinander. Ich muß fort, rief Christine: leb wohl auf ewig! — Auf ewig? Nein, fuhr Frank auf, nicht also! Es ist nöthig, daß du mich anhörst, daß Alles klar zwischen uns sey. Ich kann es fordern, ich komme morgen wieder In halber Betäubung willigte Christine ein und Frank verließ sie, triumphirend, daß er so viel erlangt, daß er ihrer Liebe sicher war, und leidenschaftlicher für sie entzündet, als er es selbst bey ihrer ersten Bekanntschaft gewesen.

Als sie wieder Zeit hatte, sich zu sammeln,

erkannte sie wohl die Gefahr, welcher solche Zusammenkünfte sie aussetzten; aber sie glaubte, für jetzt sey nichts zu thun, sie machte sich selbst weiß, es wäre nothwendig für das mühsame Gebäude ihrer künftigen Ruhe, ganz klar den Zusammenhang der frühern Begebenheiten einzusehn, sie konnte dem Freund ihrer Jugend diese Rechtfertigung nicht versagen, und so erwartete sie unter innern Kämpfen den nächsten Tag und Franks Besuch. Wie die verabredete Stunde näher kam, wuchs ihre Angst und ihr Entzücken; denn was auch ihre Vernunft gegen diese Unterredung einwenden mochte, ihr Herz hatte zu lange an dieser seligsten ihrer Freuden gedarbt, als daß sie nicht mit Lust in dem Gedanken hätte ruhen sollen, den ewig und einzig Geliebten sehn und sprechen zu können. Frank kam; auch bey ihm hatten Besinnung und Rechtlichkeit den ersten Sturm selbstischer Leidenschaft niedergekämpft, auch er wollte nichts als sich rechtfertigen und von Christinen die Erlaubniß erhalten, sie zuweilen, wenn auch äußerst selten, auf eine halbe Stunde sehen und für so manche Sorge, so manches Peinliche in seiner Lage bey ihr Trost und Stärkung hohlen zu dürfen. Freundlich und ruhig setzte er sich neben sie,

fragte nach ihrer Gesundheit, nach ihren Verhältnissen, schien wirklich nur ein liebender Vater oder Bruder zu seyn, so daß Christinen ganz leicht wurde, und die ängstliche Spannung ihres Herzens nachließ. Auch sie erzählte, sie vertraute ihm Alles, nach und nach wurde das Gespräch lebhafter, Erinnerungen wurden berührt, Beziehungen erwähnt, Franks erkünstelte Ruhe war dahin, alles Ungestüme der Leidenschaft brach in unbewachten Augenblicken hervor. Auch er erzählte, was mit ihm vorgegangen, seit er Christinen in jener Abschiedsnacht zum letzten Mahl gesehen — seine Sehnsucht, seine Trauer um sie, die Schicksale des Feldzuges, seine Verwundung, seine langen Leiden, wie er bey der späten Rückkunft jede Spur von ihr verlöscht gefunden und dann freylich in den Zerstreuungen eines unstäten Wanderlebens, unter mancherley Sorgen und dringenden Bedürfnissen, das Bild seiner ersten Liebe in trübe Schatten hoffnungsloser Entsagung zurückgetreten sey, daß er nicht mehr mit dem Eifer gesucht, der ihn sie wahrscheinlich hätte finden und dadurch nahmenlosen Qualen entgehen lassen, die ihn nun folterten.

Hier klagte er sich nun mit solcher Strenge, solcher Verzweiflung selbst an, daß selbst diese

Anklage und der Schmerz, in welchem ihn Christine sah, zu neuen Banden für ihre befangene Seele wurden. Zwar konnte sie sichs nicht verhehlen, daß er nicht ganz so gehandelt, wie sie es gewünscht hätte, daß sie ihre Treue strenger gehalten, und daß, wenn seine Liebe immer so lebendig wie die ihrige geblieben wäre, er mehr gethan haben würde, sie wieder zu finden. Aber sie bedachte, daß er ein Mann war, welche Ansprüche er an die Welt und diese an ihn habe, wie beweglich für Ehre und rühmliche Thätigkeit der Sinn des stärkern Geschlechtes sey, sie erwog, daß er ihr ja eigentlich nicht untreu gewesen, daß sein Herz an allen Eingebungen seines Ehrgeitzes keinen Theil gehabt, und endlich — sah sie ihn unglücklich, verzweifeln und noch immer leidenschaftlich liebend vor sich. Diese Betrachtung überstimmte Alles, was Vernunft und Stolz einwenden mochten. Sie konnte ihm nicht zürnen, sie konnte sichs nicht versagen, ihr zerdrücktes Herz am glühendem Strahl der Liebe sich aufschließen und mit stiller Lust an dem lange entbehrten Schimmer sich erhohlen zu lassen, und eben so wenig konnte sie so grausam seyn, dem unglücklichen Freund jede Möglichkeit abzuschlagen, zuweilen Erheiterung und Kraft

zu den mühevollen Geschäften, welche der Ihrigen Wohl betrafen, in ihrem Umgange zu finden.

Zwar sollten ihre Zusammenkünfte nur äußerst selten seyn, das gelobten sie sich Beyde mit ernstlichem Willen; aber sich ganz zu trennen, dieser Vorsatz schien ihnen undenkbar, und selbst in der Unmöglichkeit, ihn auszuführen, da tausenderley Zufälle sie bey ihren Familienverhältnissen einander plötzlich näher bringen konnten, der Stämpel seiner Verwerflichkeit zu liegen. Besser war es ja, sie gewöhnten sich nach und nach, einander ohne so große Erschütterungen zuweilen zu sehen; es war genug, daß sie nicht in Einem Hause lebten, und Rechtlichkeit und Vernunft sollten ihnen Beyden als schützende Engel zur Seite stehn.

Vergeblicher Kampf.

Es ging die ersten Mahle so ziemlich. Frank begnügte sich, seine Besuche in längere Zwischenräume einzutheilen, sein Herz offen vor der Freundinn darzulegen und bey ihr Rath oder Theilnahme zu suchen. Auch Christine hielt ihr Gefühl in strenger Acht, und schon fing ihre

Seele an, an die Möglichkeit und Dauer eines schönen Freundschaftsbundes zu glauben; aber die Geschichte ihrer ersten Zusammenkunft wiederhohlte sich hier nur in größern Verhältnissen. Franks Leidenschaft brach wild hervor; es war ihm unmöglich, sich in den Schranken ruhiger Achtung zu halten. Sein Ungestüm riß auch Christinens künstliche Fassung nieder, stürmische Auftritte folgten, der Entschluß, sich zu meiden, wurde zehn Mahl gefaßt und scheiterte zehn Mahl an der Schwäche der allzuliebenden Herzen. Die Ruhe war dahin und der innere Kampf erschien bald auch in dem äußern Benehmen der beyden Unglücklichen. Frank wurde launisch, ungleich, hart gegen seine Umgebungen; oft war eine Kleinigkeit im Stande, ihn zum heftigsten Zorn zu reizen, und in seinen trüben Stunden, wenn er über den Vergleich das Einst und Jetzt in seiner Lage die Außenwelt vergaß, konnte vorgehn, was wollte, versehn, verdorben werden, was der Leichtsinn oder böser Wille der Gesellen oder Dienstleute verbrach — er hatte keinen Sinn dafür. — Er sah nach, wo er strafen sollte, und strafte, wo kaum etwas gefehlt war; er fühlte diese Schwäche, und der Unmuth darüber reizte ihn noch mehr auf, seine Geschäf-

te gingen nicht mehr, wie sie gegangen waren. Seine Frau empfand das, sie rügte es auf ihre Art, gemein, schonungslos, mit Keifen und Zanken, bis sein auflodernder Zorn sie wieder ein Mahl einschüchterte und ihm auf ein paar Tage eine unheimliche Stille verschaffte. Je öfter sich dieß Alles wiederhohlte, je mehr wurde seine häusliche Lage ihm verleidet, je lebhafter trat das Bild des Glückes, das er sich verscherzt hatte, in hellen Farben vor seine Seele, je stürmischer ward sein Gemüth und je mehr riß seine Leidenschaft die Unglückliche, die ihr nicht zu widerstehen vermochte und sich ihr doch nicht ergeben durfte, mit sich hin. Ihre Gesundheit hatte längst gewankt; jetzt war sie zerstört. Fieber und Schwäche rieben sie auf; vergebens suchte ihre Gebietherinn durch Schonung und ärztliche Hülfe dem Übel zu wehren, vergebens drangen Mutter und Schwestern in sie, sich einer förmlichen Kur zu unterziehen. Christine durfte nicht sagen, was der Grund ihrer Krankheit war, und was allein allen Arzneyen, allen Vorschriften widerstand.

Eifersucht.

So vergingen einige Monathe. Frau Frank hatte schon lange, von ihrem Unmuth geleitet, eifersüchtigen Regungen Raum gegeben, die freylich keinen bestimmten Gegenstand hatten, aber bey der alternden Frau des jungen, schönen Mannes nur zu natürlich entstanden. Sie forschte nach, sie lauerte auf seine Schritte und Gänge, aber sie fand nichts Verdächtiges; denn daß der Stiefvater in acht oder zehn Tagen ein Mahl die Stieftochter in dem Hause seiner Gönnerinn, der er sie selbst empfohlen, besuchte, konnte ihr unmöglich auffallen. Da führte ein unseliger Zufall beym Durchsuchen der alten Papiere ihres seligen Mannes ihr ein paar Briefe der nun ebenfalls verstorbenen Frau Sebald in die Hände, die in der Periode der ersten feindlichen Invasion aus ** geschrieben waren. Die besorgte Frau hatte es nöthig geglaubt, den Vater von allen Schritten seiner Tochter zu unterrichten, und so meldete sie ihm auch jene Geschichte der Rettung von den wilden Pferden, die erfolgte unerfreuliche Entdeckung des geheimen Liebesverständnisses, den Nahmen, Geburts-

ort und andere Verhältnisse des gefährlichen Liebhabers. Ein dichter Schleyer fiel in diesem Momente von den Augen der enttäuschten Frau. Ihr Mann war kein anderer als der ehemahlige Liebhaber ihrer Tochter und ihr jetziger dazu, und Alles, was der Zufall gekartet hatte, erschien ihr planmäßiger Entwurf der unerhörtesten Bosheit und Niederträchtigkeit. Außer sich vor Wuth forderte sie Hut und Halstuch und stürmte fort zu Christinen; denn zum Unglück für sie war eben Frank auf ein paar Tage verreiset.

Wie eine Rasende trat sie ins Zimmer des erschrockenen Mädchens, ein Strom von Vorwürfen, Schimpfreden und entehrenden Vermuthungen ergoß sich über ihre Lippen, und Christine erfuhr mit Entsetzen das Furchtbarste, was ihr geschehen konnte: Entdeckung ihres Geheimnisses mit Aufsehen, Schande und nur zu nachtheiligem Schein gegen sie. Alles, was ihre im Innersten empörte Natur in diesen schrecklichen Augenblicken vermochte, war, die Mutter bey allen Heiligen zu beschwören, ihre Stimme zu mäßigen, daß nicht die Gräfinn und das ganze Haus Zeugen dieses unwürdigen Auftrittes

würden; aber mit dieser Bitte war Öhl ins Feuer dieses lodernden Zornes gegossen. Das will ich eben! schrie die Wüthende: Erfahren, hören sollen sie es, wie schlecht du bist, wie deine Scheinheiligkeit Alle hinters Licht geführt hat, wie du dich nicht schämst, den Mann deiner Mutter, deinen Stiefvater zu verführen; die ganze Welt soll es wissen, was du für eine verworfene Creatur bist! Christine zitterte, jede Nerve an ihr war empört, sie sank und wollte sich an einem Tische halten, aber Frau Frank sprang im blinden Zorn auf sie zu: Nicht also, rief sie: Keine Künste! Keine verstellte Ohnmacht! Wir kennen das. Du sollst hören, du sollst nicht ohnmächtig werden! Bey diesen Worten hatte sie die Unglückliche ergriffen und wollte sie gewaltsam aufreißen. Christine hatte den Tisch krampfhaft gefaßt, ihre Hand ließ ihn in der heftigen Spannung nicht los, sie stürzte nieder, der Tisch mit ihr, und das fürchterliche Gepolter zog die Gräfinn und die Zofen, die schon längst, zwischen Furcht und Vorwitz kämpfend, das Geschrey der Frau gehört hatten, ins Zimmer. Sie fanden Frau Frank mit der Geberde einer Furie, schäumend

vor Wuth, die unbarmherzig an ihrer Tochter riß, Christine wie eine Todte bleich am Boden und mit Blut überströmt, wie der fallende Tisch sie im Gesicht verwundet hatte. Alles erschrack, die Zofen sprangen zu Hülfe, die Eine riß die wüthende Frau von ihrer Tochter weg, die Andere suchte die Ohnmächtige zu laben, und ein strafender Blick der Gräfinn befragte die Mutter um die Ursache dieses empörenden Auftrittes. Taub für jede Stimme der Vernunft oder Ehre, strömte diese nun ihren Geifer aus, und wenn es ihr auch nicht gelang, das Gemüth der Gräfinn mit allen den unwürdigen Vermuthungen zu beflecken, die in ihrer Seele Platz fanden, so erfuhr diese doch genug, was, mit ihren eigenen Beobachtungen über Christinens Betragen und ihre Gemüthskrankheit, — denn dafür hatte es die Gräfinn längst erkannt, — zusammen gehalten, ihr eine sehr ungünstige Meinung von dieser einflößen mußte. Frau Frank bekam einen ernsten Wink, sich zu entfernen, und länger nicht durch ihr gemeines Benehmen die Wohnung der Gräfinn zu entwürdigen; Christinen aber überließ sie den Händen ihrer Gefährtinnen — denn ihre Seele wandte sich mit

Unmuth von der Vorstellung bewußten und pflichtvergessenen Unrechts ab — doch nicht, ohne diesen vorher alle mögliche Sorgfalt für die Unglückliche eingeschärft zu haben.

Entschluß.

Christine erwachte erst nach Stunden aus ihrer tödtlichen Betäubung. Noch vermochte sie kaum in dem zerrütteten Geiste zu fassen und zu ordnen, was mit ihr vorgegangen war. Die voreilige Redseligkeit ihrer Gefährtinnen unterrichtete sie nur zu wohl. Sie sah den Abgrund der Schmach, der Entehrung vor sich geöffnet und sich rettungslos verloren. Hier zu bleiben, unter diesen Umständen, dem Stiefvater vielleicht noch ein Mahl zu begegnen, war ihr undenkbar. Sie schwieg aber, denn sie war keines zusammenhängenden Gedankens, keiner Erörterung mächtig. Nur Flucht, Entfernung von dem unseligen Orte, wo ihre Ruhe, ihr besseres Bewußtseyn und jetzt auch ihre Ehre unwiederbringlich verloren gegangen — diese einzige Idee leuchtete wie ein Strahl in finsterer Nacht ihrer verwirrten Seele vor; mit ihr allein beschäftigte

sie sich und entwarf unbedachte Plane, um sie zu verwirklichen. Noch heute, zu Fuße wollte sie fort; denn morgen wurde Frank zurück erwartet, und was dann folgen könnte, mochte sie nicht denken. War sie nur erst aus der Stadt, bey einer armen Frau in dem nächsten Dorf, die sie noch von ihres Vaters Lebzeiten her wohl kannte: dann sollte ihr diese behülflich seyn, auf dem Postwagen zu ihrem Vetter nach **ingen zu gelangen, wo sie früher einige stille Jahre mit ihrer Muhme verlebt, und dort — dort würde sie doch wohl ein ruhiges Plätzchen finden, um zu sterben.

Sie sagte Niemanden etwas von ihrem Vorhaben. Die Gräfinn schellte ihr den ganzen Tag über kein einziges Mahl, und ließ sich von den andern Mädchen bedienen. Christine empfand nur zu wohl, was in diesem Betragen lag, es beugte sie tiefer als ihrer Mutter unwürdige Behandlung. Sie machte ihr Bündel, ordnete Alles aufs Gewissenhafteste, was sie von ihrer Gebietherinn unter den Händen hatte, und als diese ins Theater gefahren war, entschlüpfte sie über die Hintertreppe ins Freye, und suchte so schnell, als es ihre gänzliche Erschöpfung erlaub-

te, das nahe Dorf, wo die Witwe wohnte, zu erreichen. Ihr Weg führte sie an dem Kirchhof, auf dem ihr Vater begraben lag, vorbey. Sie war todtmüde und sein Grab der einzige Platz, der hier in dieser Stadt, welche ihr von jeher nur Qual bereitet hatte, einen Werth für sie hatte. Der stille Friedhof stand offen, sie ging hinein, die Gegend des Grabes war ihr wohlbekannt. Wie oft hatte sie da schon gebethet und den vorangegangenen Vater angerufen, sie abzuhohlen! So setzte sie sich auch jetzt, erschöpft von innerer Zerrüttung, von äußerer Krankheit angegriffen, auf den Rasen hin. Der Abend wurde feucht und finstere Regenwolken zogen am dunkelnden Himmel herauf — es blitzte von fern und Donner rollten in den Bergen. — Jetzt riß der Sturm sich los — er fuhr über den Gräbern hin, ein schneidender Hauch berührte die Arme, Fieberfrost schüttelte sie, sie wollte sich aufraffen und vermochte es nicht mehr, jede Kraft war entschwunden, jede Sehne entstrickt. — Betäubt, aber doch nicht ganz bewußtlos, sank sie auf den Hügel hin, der die theuern Überreste deckte, und das Gefühl ihrer entsetzlichen Lage kam zermalmend über sie.

Wie lange sie so gelegen, wußte sie selbst nicht; ein Rütteln und eine fremde Stimme erweckten sie aus ihrem dumpfen Zustande. Es war ein Mann von rauhem Ansehen, der, eine Laterne in der Hand, womit er ihr ins Gesicht leuchtete, vor ihr stand. Sie sah ihn an, aber sie konnte nicht sprechen; sie hörte ihn fragen, aber sie verstand nicht, was er sagte. Auf sein Rufen kamen eine alte Frau und ein Bursche herzu, man hob Christinen mitleidig auf und brachte sie in das Haus des Todtengräbers; denn das war der Mann, der sie gefunden. Die Nacht verging unter den gutgemeinten aber fruchtlosen Hülfleistungen der einfachen Menschen. Am andern Tage — man hatte sie sogleich vermißt und überall gesucht — erschien der Wagen der Gräfinn mit dem Arzt und der Kammerfrau. In dem Herzen ihrer Gebietherinn war mit dem Gedanken an die mögliche Schuldlosigkeit der unglücklichen Verbannten Reue und Angst um sie erwacht, und sie hätte, sobald sie den Ort erfahren, wo man sie gefunden, ihr Hülfe geschickt. Der Arzt erklärte, daß an ein Hinwegbringen nicht zu denken sey, die Kranke sey zu schwach, doch ordnete er Alles an, was zu ihrer

Erleichterung dienen konnte, und in ein paar Stunden erschien die Gräfinn selbst. Das war die Erscheinung eines Engels in ihrer gänzlichen Verlassenheit, und so viel es ihre Schwäche erlaubte, bezeugte sie ihren Dank und ihre Freude. Aber das waren nur lichte Augenblicke in der trüben Nacht, die ihre Seele umfangen hielt. Sie war die meiste Zeit des Tages ohne Bewußtseyn, wüthende Fieberanfälle erschütterten und erschöpften die letzte Kraft ihrer Natur. Gegen Abend kam Frank an. Die Zerstörung in seinem Hause, die gemeine Wuth seines Weibes, der Jammer der jüngern Töchter sagten ihm Alles. Er eilte auf den Kirchhof. Hier hatte die Gräfinn die strengsten Befehle gegeben; er wurde nicht zu der Sterbenden gelassen. Außer sich vor Reue und Verzweiflung, warf er sich vor der Thür des Hauses nieder, geberdete sich, wie Leidenschaft und Verzweiflung ihn trieben, und rannte dann fort, ohne daß man durch mehrere Tage etwas von ihm erfuhr. Auf das Ersuchen der Kranken und den bestimmt geäußerten Wunsch der Gräfinn wurden ihre Schwestern gehohlt, die sie immer geliebt. Die Gräfinn selbst führte sie an ihr

Lager, der Geistliche trat mit ihnen ein, körperliche Erschöpfung und seine tröstenden Worte hatten den Sturm ihres Gemüthes beschwichtigt; Besinnung und Ruhe kehrten zurück, sie vergab Allen, deren Werk ihr Unglück war, herzlich, theilte, was sie besaß, unter die Schwestern und verschied noch denselben Abend in den Armen der tief gerührten Gräfinn, die sie nicht mehr verlassen hatte, und der trostlosen Schwestern, sanft und heiter den Augenblick segnend, der ihr leidenvolles Leben endigte.

Herrn Frank's Ehe und häusliche Existenz war zerstört. Die Geschichte war stadtkündig geworden; sein Nahme, seine seltsamen Verhältnisse wurden das Mährchen müßiger Mäuler, Afterreden und Mißdeutungen empfingen ihn überall. Christinens Bild in der letzten Nacht, wo sie, verzweifelnd an allem Erdenglück, auf dem Grab ihres Vaters gelegen hatte, war das Schreckbild seiner Träume, das Andenken an ihre Liebe und Treue und an den Lohn, den seine selbstsüchtige Leidenschaft ihr bereitet, der Stachel, der jede seiner Freuden tödtete. Er vermochte es nicht, hier auszuhalten. Feyerlich ließ er seine Ehe mit der Frau, die ihm jetzt

so verhaßt geworden war, daß er ihren Anblick nicht ertragen konnte, durch die Behörden trennen, gab ihr Alles zurück, was er durch sie empfangen und erworben, eilte fort, und soll sich in dem nächsten Seehafen eingeschifft haben, um jenseits der Meere ein neues Daseyn, wo möglich unverfolgt von den Geißeln der Reue, zu beginnen.

Der Bluträcher.

In der Urania für 1822 steht eine Romanze von Gustav Schwab, die Blutrache genannt; ein schönes Gedicht, eben so vorzüglich durch natürliche Sprache als durch einen ungemein anziehenden Inhalt. Die Sitte der Blutrache findet sich wohl bey vielen wilden Völkern, und so entsetzlich uns ihr Gebrauch dünkt, so scheint er doch so tief aus dem natürlichen Gefühl für Recht und Unrecht, wie es sich in jeder Menschenbrust gestaltet, zu entspringen, ist so nahe mit den edleren Leidenschaften des Menschen verwandt, so oft aus großer Gemüthskraft erzeugt, und mit edelmüthigen Zügen vereinbart, daß wir den einzelnen Fällen unsere Bewunderung manchmahl nicht versagen können. Das ist auch der Fall bey jener Romanze, die sich wahrscheinlich auf eine bestimmte Sage, oder doch auf eine eigenthümliche Sitte gründen mag, wo der blinde Greis, dem der Mörder seines Sohnes sich selber zum Schlachtopfer ausliefert, es

nun zwar nicht über sich vermag, den blühenden Jüngling, dessen warmes Leben er fühlt, zu tödten, ihm aber doch seinen Fluch nachschickt, der diesen wie einen Kain unstet umhertreibt, bis er endlich in derselben Halle bey demselben blinden Greise zum zweytenmahl den Tod nach langem Irrsal sucht, und dieser ihn bleiben und die Dienste des von ihm erschlagenen Sohnes verrichten heißt. Das thut auch der Fremde redlich, und pflegt und wartet des alten Vaters, bis dessen Enkel erstarkt, jetzt aber treibt ihn der Alte fort, damit der Enkel nicht Rache für den Vater an ihm nehmen möchte.

Nicht so mild und edel, aber nicht weniger ergreifend gestaltet sich eine andere Erzählung von einer solchen Blutrache, welche sich im Taschenbuch der Reisen, 3ten Jahrg. 1804 befindet und an welche jene Romanze mich lebhaft erinnerte. Da ich nun glaube, daß sie nicht ohne einiges Interesse für den Leser seyn dürfte, und auch weil die Ähnlichkeit des Grundbegriffs, so wie der Contrast der germanischen und nordamerikanischen Sitten, die man oft mit einander zu vergleichen pflegt, deutlich aus denselben hervorgeht, theile ich sie hier mit.

Der Morgen war über den Gewässern des Niagara erwacht Der Wind sausete rauh von den kaum aufgethauten Fluthen herüber, als die Gattinn des Matonabee nach einer sorgenvollen Nacht ihr Lager verließ; denn ihr Gemahl war seit ehegestern Morgen mit Pfeil und Bogen aber auch mit seinem Tomahawk bewaffnet die Hügel hinauf gestiegen, woher der Strom kam, und wo, wie Illina wohl wußte, die Wasser weit ausgetreten waren, und alles mit Eisstücken und Fluthen bedeckt hatten. Oft zwar pflegte Matonabee ganze Tage und auch wohl Nächte auf der Jagd zuzubringen, wenn er entweder Hirsche oder Gevögel für die Ernährung der Seinigen zu erlegen, oder Luchse, Otter, Bären, schwarze Füchse und andere solche Thiere zu fangen oder zu tödten strebte, deren Felle er in den Peltereyen der Engländer für Branntwein, Tabak, Schießpulver und ähnliche Bedürfnisse vertauschte. Aber jetzt, wo das ausgetretne Wasser so vieles Land bedeckte, und die Wälder selbst von dem überall schmelzenden Schnee beynahe grundlos waren, war ja an eine ergiebige Jagd kaum zu denken. Auch war noch sonst manches geschehen, was Illina besorgt machte. Schon mehrere Tage war Matonabee finster und

unmuthig gewesen, und ein feindseliger Entschluß hatte in seiner Seele zu gähren geschienen. Dann aber hatte er seine Waffen sorgfältig geputzt auch den Tomahawk geschärft und unverständliche Worte bey dieser Arbeit gemurmelt. Nicht wagte es Illina ihn um die Ursache seines Unmuthes und noch weniger um sein Vorhaben zu befragen; denn der Canadier ist wild und seine Frau betrachtet er nicht wie einst der alte Germanier als seine Freundinn und Rathgeberinn, sondern als seine Sclavinn, die ihm dienen und die mühsamen Geschäfte des Haushaltes abnehmen muß, welche ihm lästig sind.

Und dennoch liebte sie den rauhen Mann, und dankte dem großen Geiste, der sie ihn bey einem Fest der Todten, wo der ganze Stamm versammelt war, hatte finden lassen. Die Gebeine der Vorfahren und Freunde sollten nach der Sitte der Väter aus ihren einzelnen Ruhestätten genommen und in neue Hüllen gewickelt auf den allgemeinen Begräbnißplatz gebracht werden. Es waren die Leichen von Illina's beyden Ältern dabey, und das Mädchen, damahls noch sehr jung und sehr verlassen, war bey dem Anblick der geliebten Überreste so in Schmerz und Thränen aufgelöst, daß sie ganz unfähig

war, das, was die Pflicht ihr bey dieser Ceremonie zu thun auferlegte, mit Besinnung zu verrichten. Da sah sie Matonabee, damahls einer der schönsten und muthigsten Krieger des Stammes, fühlte Mitleid mit ihr, ging ihr hülfreich bey dem Geschäfte an die Hand, und führte, als die traurige Ceremonie vorüber war, unter tröstendem Zuspruch die halb Ohnmächtige in ihre ärmliche Cabane.

Da wohnst du? fragte er, indem er mit ihr unter die Thüre trat, und rings umher fast keinen Hausrath, kaum eine schadhafte Calabasse zum Wasser schöpfen, und einige halbzerrissene Matten erblickte. Da wohnst du, Mädchen? Und wer schützt dich, wer sorgt denn für dich?

Der große Geist, erwiederte Illina: Er hat mich seit dreyßig Mondeswechseln — so lange ist die Mutter todt, der Vater starb viel früher — ernährt, er hat mein kleines Maisfeld wachsen, und mich Fische, Früchte und Wurzeln finden lassen, wenn mich hungerte.

Aber gehungert hast du wohl oft, armes Mädchen?

Ach wohl! erwiederte Illina: Aber ich bin gesund, und lebe noch.

Du sollst nicht mehr hungern und Wurzeln

suchen müssen, Illina! rief plötzlich Matonabee, und schlug mit ausbrechender Empfindung seinen Arm um das erschrockene Mädchen. Du sollst in meiner Cabane wohnen, den Ertrag meiner Felder und die Beute meiner Jagd theilen. Ich bin reich, du weißt es, und vor meinem Speere zittern die Feinde. Willst du mein Weib seyn? Hier pflanze ich einen Rohrstab in die Erde, was wirst du thun?

Illina zitterte wie ein Pappelblatt; glühende Röthen ergossen sich über ihr Gesicht, und wechselten eben so schnell mit der Blässe des Kummers, die sonst ihre Wangen bezeichnete. Nur furchtsam wagte sie es von der Seite an dem hochgewachsenen Jüngling hinanzublicken. Ach, Matonabee war schön, tapfer und einer der vorzüglichsten Krieger des Stammes. Wie hätte sie auch im fernsten Traume daran denken können, daß er sein Auge auf sie werfen würde? Ihre Thränen brachen hervor, ängstlich suchte sie ein Bambusrohr, das im Innern der Hütte lag, und steckte es mit zitternden Händen neben dem des jungen Kriegers in die Erde; denn so pflegen die Indianischen Freyer um die Braut zu werben, und die Braut antwortet so, wenn ihr der Freyer gefällt.

Auf diese Art hatte einst Matonabee sein Weib gefunden, und noch nie hatte es ihn gereut, die arme aber schöne und sanfte Illina gewählt zu haben; denn sie hing mit inniger Liebe, durch Dankbarkeit erhöht, an ihm, und hatte ihm bereits vier starke blühende Knaben geboren. Auch war sie vor vielen Frauen ihres Stammes glücklich zu preisen; denn wenn auch Matonabee, wie die Meisten seines Gleichen, ungestüm, wild, und rachgierig gegen seine Feinde war, so liebte er doch sein Weib herzlich und betrug sich schonender gegen sie als die übrigen Krieger.

Mehrere Jahre hatten sie auf diese Weise eine zufriedene Ehe geführt, und Matonabee fing an, den ältesten Knaben den Bogen spannen, die Angelschnur handhaben, und kleine Vögel fangen zu lehren, er erlaubte ihm auch ihn zuweilen in den Wald zu begleiten. Auch vorgestern wäre der kleine Miami gern mit dem Vater gegangen; aber unsanft stieß dieser den sich anklammernden Knaben zurück, daß er ächzend an der Thürschwelle niedersank, und Illina es nicht wagte, bis Matonabee sich im Gebüsch verloren, den Kleinen zu trösten und zu beschwichtigen.

So hatte sie ihren Herrn selten gesehen. Wenn er sich aber so gezeigt, hatte es ihr und dem Hause nie Gutes bedeutet; denn dann war er immer auf einen bedenklichen Streifzug, auf eine lebensgefährliche Jagd, oder ein anderes bedrohliches Unternehmen ausgegangen. Zitternd sammelte sie die Kinder um sich und hieß sie zu dem großen Geist bethen, daß er dem Vater eine gute Jagd verleihe und ihn glücklich nach Hause führe. Aber dieser Tag verging, und die Nacht, der folgende Tag und noch eine Nacht, und Matonabee kam nicht zu Hause. Da wurde es Illina sehr bang, und sie wachte unter allerley ängstlichen Gedanken von den Gefahren, welche der ausgetretene Strom, die grundlosen Pfade, das hier und da noch trüglich stehende Eis dem kühnen Jäger drohen konnten, den Morgen heran. Plötzlich rief der kleine Miami, indem er vor die Hüttenthüre hinausblickte: der Vater kommt, er steigt den Hügel am Bache herab — und vergessen hatte Illina ihre Angst, ihren Unwillen gegen den rauhen Mann, lief ihm mit den Kindern entgegen, und hing sich an seinen Hals. Er aber umfaßte sie schweigend, herzte kaum die Kinder, und lehnte den Tomahawk, an dessen Griffe Illina

Spuren von Blut zu sehen glaubte, in die Ecke, wo sein gewohnter Platz war, zog Köcher und Bogen von den Schultern, hing beydes an der Wand auf, und streckte sich dann schweigend mit der Pfeife im Munde vor der Hüttenthür auf seine Matte hin.

Illina war zu gewohnt, nichts von den Vorsätzen und Handlungen ihres Gatten zu erfahren, als daß es ihr hätte einfallen können, ihn heut zu fragen, wo er gewesen, was ihn so finster gemacht? Einige Stunden waren so vergangen. Illina saß und flocht an einer Matte, die kleinen Kinder spielten am Boden, Matonabee war hereingekommen und besserte an seinem Jagdzeug, wobey ihm der ältere Knabe behülflich war, da raschelte es im nahen Buschwerk, und Tongo, der mächtige Führer, der jenseits der großen Eichenhügel wohnte, und den Illina wohl kannte, trat völlig gewaffnet mit gehobner Streitaxt aus dem Dickicht, durchschritt das Gartenland, das die Cabane umgab, und blieb in der Thüre derselben schweigend stehn.

Es war etwas in des Kriegers Haltung, was Illina erschreckte, und sie wie eine böse Vorempfindung ergriff. Doch schwieg sie, Matonabee blickte auf, er sah den Krieger stehn, und

Illina gewahrte eine heftige Bewegung, die ihres Mannes Gestalt durchzuckte. Dieß vermehrte ihre Bangigkeit, aber auch Matonabee schwieg, und diese Stille währte einige Minuten, während welchen der fremde Krieger mit finstern drohenden Blicken rings herum in der Hütte sah, als suche er noch etwas, und dann also begann: Sind das deine Kinder? Ja! erwiederte Matonabee. Hast du keinen ältern Sohn? Nein, antwortete Matonabee finster, und Tongo begann aufs neue: Du hast gestern meinen Bruder erschlagen, du weißt es, und ich weiß es auch. Ich will nicht untersuchen, ob du ein Recht hattest, ihn anzufallen, denn ihr waret lange Feinde; aber meines Bruders Blut schreyt um Rache, und ich bin da, sie an deinem Leben zu fordern.

Bey diesen Worten fuhr Illina mit einem heftigen Schrey von ihrem Sitze empor, und die Kinder, so wenig sie eigentlich begriffen, was der Fremde wolle, erhoben mit ihr ein Jammergeschrey; nur Matonabee stand unbewegt und sah dem Fremden furchtlos ins Gesicht.

Beruhigt euch, sprach jetzt dieser, und stillt eure Klagen! Ich sehe, Matonabee, deine Kinder sind noch klein, und können die Mutter nicht

ernähren. Ich will dem Blute meines Bruders indeß Stillschweigen gebiethen, und mit seiner Rache warten, bis dein ältester Sohn den ersten Hirsch geschossen hat, und deine Stelle bey den Deinigen vertreten kann. Bis dahin, lebt wohl! Und mit diesen Worten wandte sich Tongo und schritt aus der Hütte; aber Illina, zu heftig bewegt von dem schnellen Wechsel der streitenden Empfindungen, war nicht im Stande, dem großmüthigen Feind sogleich ihren Dank auszudrücken, und wie sie sich gefaßt hatte und ihm mit den Kindern nacheilte, war er bereits im Dickicht verschwunden.

Stumm und finster hatte Matonabee diesem ganzen Vorgang zugesehen. Des Bluträchers Drohung hatte keinen Schrecken, seine schonende Erklärung keine Freude in des standhaften Kriegers Seele gewecket, und als Illina nach Tongo's Entfernung ihm weinend um den Hals fiel, drängte er sie ernst aber nicht unsanft hinweg, ergriff Bogen und Köcher, warf dem besorgten Weib, das ihn ängstlich ansah, einen freundlichen Blick zu, rief den ältesten Knaben, dem er den Köcher zu tragen gab, und sagte: Auf kleine Vögel, damit die Mutter euch heute Abends ein fröhliches Mahl bereite!

Somit verließ er und Miami die Hütte, und jauchzend kam gegen Abend, als die Sonne schon fast hinter die Hügel gesunken war, der Knabe vor dem Vater hergesprungen, und zeigte schon von fern die Beute der Jagd, eine ziemliche Zahl erlegter Vögel, die er der Mutter mit dem Beding übergab, daß die schönsten Federn sein eigen seyn, und ihm einen Schmuck auf seinem Festanzug geben sollten. Gern bewilligte Illina alles, war doch der geliebte Mann wohlbehalten und mit wiedergekehrter Heiterkeit aus so großer Gefahr entronnen!

Von nun an ging das Leben dieser Familie fort wie bisher. Zwar lebte in der ersten Zeit noch die bange Sorge vor Tango's Drohung in Illina's Brust, und der Gedanke an die Erfüllung derselben, wie spät sie auch eintreten mochte, verbitterte oft ihre einsamen Stunden; aber nach und nach gewohnt der Mensch sich auch an das Furchtbarste, und die Sorge, die ihn früher nicht ruhen und keine Freude genießen ließ, wird endlich zum gewohnten Stachel in seiner Brust, der nicht mehr so tief schmerzt. Mit der Zeit fanden auch allerley Hoffnungsgedanken Raum in ihrer Seele. Es konnte Tongo, der ein verwegner Kämpfer war, in einer Schlacht

fallen, ehe er seinen blutigen Vorsatz ausgeführt, es konnte irgend ein günstiger Zufall ihn mit Matonabee versöhnen, und so die angedrohte Rache aufheben; — o was glaubt ein zärtliches Herz nicht, wenn es für den Geliebten zittert, was nicht eine Mutter, die in dem Gatten den Vater und Erhalter ihrer Kinder liebt!

Jahre kamen und gingen. Maisärnten und Winterfröste wechselten, Kriege wurden von den Häuptern des Stammes beschlossen und geendigt, und aus der Friedenspfeife von den versöhnten Führern geschmaucht. Matonabee hatte oft an der Seite des wackern Tongo diese Schlachten mitgefochten, bey nächtlichen Überfällen mit ihm die kühnsten Wagstücke ausgeführt, und manchen Skalp von dem Feinde mit ihm erbeutet. Zu Hause lehrte er seine Knaben den Bogen spannen, den Wurfspieß führen, und der älteste brachte schon zuweilen Vögel und Eichhörner, die er selbst geschossen, oder Fische, die er mit der Angelruthe erlauert, der Mutter nach Hause. Nun hatte er den Mais schon dreyzehnmahl blühen sehn, und nach der Zeit der Herbstnachtgleiche, wenn schon die Natur den Thieren des Waldes ihre warmen Winter-

decken gegeben hat, und Fuchs und Marder, Luchs und Bär ihren glänzenden Pelzschmuck tragen, nahm ihn der Vater mit in die halbentlaubten Wälder, um einen guten Fang zu machen, und die kostbaren Felle in der nächsten Englischen Niederlassung gegen die nöthigsten Winterbedürfnisse einzutauschen. Ehe die späte Herbstsonne über den Hügeln erschien, war der freudige Knabe schon wach und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo der Vater gerüstet und bewaffnet mit ihm auf die Jagd gehn, und er zum erstenmahl den Muth an einem größern und wehrhafteren Thier erproben sollte.

Sie blieben den ganzen Tag aus, und erst wie schon der Mond verschleyert am Himmel stand und sein unsicheres Licht durch dichte Nebel auf ihren einsamen Pfad streute, kehrten sie zurücke, und Miami triumphirte; denn um seine Schultern hing das Fell eines prächtigen Luchses, den er selbst vom Baum, auf dem er lauerte, herabgeschossen, und mit dem er, da das Thier nicht sogleich todt war, einen ziemlich harten Strauß zu bestehen gehabt hatte.

Illina war ihnen mit den kleinen Knaben entgegen gegangen. Jubelnd zeigte der Älteste das röthlich glänzende schöne Fell, und der Va=

ter fügte billigend hinzu, er sey mit Miami zufrieden gewesen. O Mutter! rief der Knabe: Du wirst es sehen, ich werde ein braver Jäger werden wie der Vater, und auf den Frühling schieße ich gewiß den ersten Hirsch.

Bey diesen Worten erblaßte Illina. Die verhängnißvolle Bedingung, welche einst durch lange Zeit ein Quell der Angst für sie gewesen, ertönte wieder in ihren Ohren, und schreckend stand Miamis wachsende Kraft, seine dem Jünglinge nahende Gestalt und Tongo's gegebene Frist vor ihren Augen. Aber sie äußerte nichts von dem, was in ihr vorging, denn Miami wußte in glücklicher Unbefangenheit nichts von dem, was seinem Vater drohte, und dieser würde jedem Ausbruch des Schmerzens so wie jeder Einmischung bey einer so ernsten, nur unter Männern zu schlichtenden Sache gezürnt haben.

Von diesem Augenblicke an war der stille Frieden, der sich nach und nach in Illina's Seele ausgebreitet hatte, wieder zerstört, und mit Angst sah sie jedem kommenden Morgen entgegen; denn jeder brachte Miami seine Mannbarkeit, und sie ihrem größten Jammer näher. O wie oft, wenn Matonabee bewaffnet zur Jagd ausging, und sie den kräftigen schönen Krieger

betrachtete, fiel der Gedanke mit Centnerlast auf ihr Herz: Wie lange noch? und sie mußte sich dann oft entfernen, um die Thränen zu verbergen, die ihr gewaltsam aus den Augen drangen.

Aber wie sehr sie auch strebte, ihren Kummer in sich zu verschließen, Matonabee hatte ihn doch erspäht; denn auch ihm konnte, was ihr bevorstand, nicht aus dem Sinn gekommen seyn. So half sein eignes Bewußtseyn ihm den Schmerz, den sein Weib im Stillen trug, erkennen, und diese Erkenntniß stimmte ihn milder, als er sonst zu seyn pflegte. Öfter als ehmahls ruhte jetzt sein Blick mit einem Ausdruck von Mitleid und Trauer auf ihr und den Kindern, und es geschah zuweilen, daß er sie heftig und plötzlich an seine Brust riß und ihr liebkoste. Illina erwiederte dann wohl diese bittersüßen Küsse mit der innigsten Hingebung und manchmahl mit Thränen, denen zu wehren sie nicht im Stande war; aber sie schwieg auch jetzt, denn sie würde, hätte auch keine Furcht vor ihres Gatten Zorn sie zurück gehalten, es nicht vermocht haben, dem unendlichen Schmerz, der ihre Brust zerriß, Worte zu geben.

So ging der Winter vorbey. Der Schnee auf den Bergen schmolz, die Eisdecke der Flüs-

se zerborst, das Gras trieb überall auf den weiten Heiden üppig aus der von Menschenverkehr noch ziemlich unberührten Erde hervor. Allmählich gewannen die Wälder ihr Laub, der Tulpenbaum entfaltete die hellgrünen abgestumpften Blätter, die Lianen woben ein grünes Netz zwischen den Stämmen der Eichen und des Zuckerahorns, das Gewild durchstreifte die begrünten Wälder, und rief, da die Erde noch keine nährenden Gewächse trieb, um so mehr den Jäger zu seinen gewohnten Beschäftigungen.

Tagtäglich sah Illina dem entsetzlichen Zeitpunct entgegen, der ihr ganzes Lebensglück zerstören mußte, und fühlte es mehr als je; denn das weichere Betragen, welches Matonabee den Winter über gegen sie beobachtete, hatte ihr Herz mit stärkern Banden an den Vater ihrer Söhne, an den Schützer ihrer eignen Schwäche gebunden, dem einst die ersten Blüthen ihres erwachenden Gefühls gehört hatten.

Jetzt hatte Miami sein vierzehntes Jahr vollendet, und nahm an allen Jagden so wie an allen Geschäften seines Vaters Theil, und so geschah es denn, daß er eines Abends mit demselben nach Hause kehrend, einen mächtigen Hirsch den er gebückt auf den Schultern trug, vor der

Cabanenthüre abwerfend, der Mutter mit stolzem Muth diese erste männliche That verkündete.

Mit einem Schrey des Entsetzens beantwortete Illina diese Rede. Jetzt war es da, wovor sie so lange gebebt. — Unglücklicher Knabe! rief sie endlich: Was hast du gethan!

Zürnend rief Miami: Und du Mutter, was thust du? Empfängst du so deinen Sohn, der heute zum erstenmahl als Mann und Krieger vor dir steht? Vater, Vater! setzte er hinzu, indem er sich an diesen wandte, der ihm langsam gefolgt war: Sieh doch, wie böse die Mutter ist!

Finster blickte Matonabee auf den getödteten Hirsch, legte die Hand auf des Sohnes Haupt und sagte: du hast wohlgethan! zog dann Illina an seine Brust und zürnte den heißen Thränen nicht, die jetzt unaufhaltsam an seinem Herzen floßen. Ja er liebkoste ihr, rief den Sohn, der unmuthig fortgehen wollte, und sagte ihm: Das ist deine Mutter, die dich mit Sorgen groß gezogen; ehre und liebe sie, und sey ihre Stütze, wenn ich nicht mehr bin!

Miami reichte der Mutter die Hand. Das will ich, bey dem großen Geist! aber die Mutter muß sich auch freuen, wenn ich als Mann und Krieger handle.

Wenige Tage gingen hin. Matonabee brachte sie ernst aber ruhig hin. Illina kam nicht aus ihren Thränen, ihrer Angst. Miami begriff die sonderbare Stimmung seiner Ältern nicht, doch focht es den lebenskräftigen Jüngling wenig an, und er verfolgte seine Lust im Freyen.

Da trat eines Morgens, als die Familie beysammen unter dem Schatten des Ahorns neben der Cabane saß, und Miami seine Fischernetze in Ordnung brachte, um morgen fischen zu gehn, auf einmahl ein völlig gewaffneter Krieger vor sie hin. Es war Tongo. Illina fuhr mit Wehgeschrey in die Höhe, Matonabee stand schweigend auf, und ging dem Fremden entgegen.

Miami betrachtete mit freudigen Augen des Kriegers schöne Rüstung, sein glänzendes Beil, das blinkende Messer, den Federgurt, den zierlichen Bogen. Da begann Tongo, nachdem er eine Weile ernst aber ohne Zorn die Gruppe vor sich betrachtet hatte, also: Ich habe dir lange genug Frist gegeben; jetzt kann ich nicht länger der Stimme meines Bruders widerstehen, er fordert laut dein Blut; dein Sohn ist im Stande die Deinigen zu ernähren, jetzt mußt du deine Schuld bezahlen.

Ich bin bereit zu sterben, erwiederte Matonabee, und danke dir für deine lange Nachsicht. Bey

diesen Worten brachen Illina und die kleinen Knaben in lautes Weinen aus, Miami aber trat trotzig vor Tongo hin, schwang drohend sein Beil, und rief: Du sollst mir den Vater nicht verletzen, ihm kein Haar krümmen, sonst hast du mit mir zu thun!

Unverständiger Knabe! sprach Matonabee: Laß deinen Muth und deinen Eifer für ein andermahl! Jetzt hat es Tongo nur mit mir, und ich werde und will mich dem Tod nicht entziehen, nach der Väter Sitte und Recht.

Wie Miami dieß hörte, und den Vater so entschlossen sah, überwältigte ihn auch sein Gefühl, und er warf sich weinend zwischen Tongo und ihm. Da verwies ihm der Vater seine Thränen. Weintest du denn neulich, als du den Hirsch tödtetest? Und wenn du ihn mit trockenen Augen konntest sterben sehn, warum weinst du jetzt um mich, da ich bereit bin, dasjenige willig zu leiden, was unsere Sitten auf das gerechteste fordern?

So sprach Matonabee, riß sich aus den Armen der jammernden Seinigen, winkte Tongo ihm ins nächste Gebüsch zu folgen, forderte ihn dort auf, seine Pflicht zu thun und empfing mit unerschüttertem Muthe den Todesstreich.

Der Postzug.

Minchen war die einzige Tochter des Verwalters, oder, wie er sich lieber nennen hörte, des Inspectors auf der gräflichen Herrschaft Ottenberg, und Jedermann wußte, daß sie einst ein großes Vermögen zu erben haben würde. Auch hatten es die Ältern an nichts fehlen lassen, was in unsern Tagen zu einer guten Erziehung gehört, und was nur immer in dieser Entfernung von der Hauptstadt zu haben war. Das noch nicht zwölfjährige Mädchen hatte Französisch plappern, etwas Clavierspielen, etwas Zeichnen gelernt, und im nächsten Jahre sollte ein Tanzmeister aus dem nächsten Städtchen verschrieben werden, als der Tod ihrer Mutter plötzlich einen Stillstand in alle diese Plane brachte. Der Vater, dem seine vielen Geschäfte und Amtsreisen die Aufsicht über das heranwachsende sehr hübsche Mädchen nicht gestatteten, wußte sich keinen bessern Rath, als sie zu seiner Schwägerinn, der Oberförsterinn, zu bringen, einer

wackern Frau nach altem Schlage, welche in dem verwaisten Kinde die verstorbene Schwester herzlich liebte.

Das alte Waldschlößchen, welches seit langer Zeit der Familie des jeweiligen Oberförsters zur Wohnung diente, lag einsam und etwas fern vom Dorf und herrschaftlichen Schloße an einer sanft aufsteigenden Anhöhe, welche sich hinter demselben mit dichten Buchen und Tannenwäldern bis zur Höhe eines bedeutenden Berges erhob. Vorn herunter war eine erfreuliche Aussicht auf das wohlbebaute Thal mit seinem Bach, seinen Mühlen, seinen zerstreuten Bauerhöfen, links hinüber erblickte man die Thürme des Schlosses und der Pfarrkirche, so wie die Dächer des reinlichen Dorfes, die zwischen den Bäumen hervorguckten. Unmittelbar aber um das Waldschlößchen trug die Gegend einen etwas düstern und romantischen Character, zu dem das alte Gebäude vollkommen stimmte, das in seinen vier Thürmchen an den vier Ecken, in seinen von außen anstrebenden Pfeilern, in den wiederhallenden Gängen und steingepflasterten Vorhallen, in den schweren, mit Schnitzwerk und alten Wappen verzierten steinernen Thürverkleidungen, in dem mit Estrich gedielten Spei-

sesaal, welchen alte Jägerbildnisse zwischen Hirschgeweihen zierten — die deutlichen Spuren veralteter Pracht, und einer früheren genügsamen Lebensweise zeigte.

Doch so alterthümlich und mitunter wohl auch ein Bißchen verfallen das Waldschloß war, so fand doch der jetzige Bewohner desselben, Oberförster Reisner, ein so großes Wohlgefallen daran, daß nur das Nothwendigste geändert, und was nicht völlig unbrauchbar geworden war, zum täglichen Lebensverkehr zugerichtet werden mußte.

Oberförster Reisner war ein etwas seltsamer Mann, von ungewöhnlichen Kenntnissen in seinem Fache, vieler Lebenserfahrung und strengen Ansichten, welche sich besonders in einer entschiedenen Abneigung gegen die höhern Stände aussprach und ihn völlig unduldsam gegen das Streben so manches Bürgerlichen machte, es den Vornehmen an Sitte und Aufwand gleich zu thun. Aus dieser Quelle entsprang manches Schroffe in seinem Betragen, gegen die Herrschaft sowohl, als gegen den benachbarten Landadel, und aus eben derselben Ursache hatte er auch ohne Unterlaß mit seinem Schwager, dem Inspector, zu zanken, den er übrigens wegen

seiner Berufstreue und seltenen Geschicklichkeit ehrte und liebte.

Man wußte nicht recht, woher der Oberförster war, und wer seine Ältern gewesen. Vor etwa fünf und zwanzig Jahren hatte er, als ein Mann, der schon weit über das Jünglingsalter hinaus war, von der Landesregierung die Oberförstersstelle erhalten, mit welcher die Wohnung auf dem Waldschloß verbunden war, und sich kurz darauf um die ältere Tochter des Pfarrers, ein stilles, sittsames Mädchen, beworben, die denn auch seine Frau, und durch ihre lange Ehe die treue, zufriedene Gehülfinn seines Lebens wurde. Damahls ging das Gerücht, er sey ein Adeliger. Einige machten ihn zu einem Emigranten, wie die Stürme derselben Zeit sie nur zu häufig in alle Weltgegenden hinaus getrieben hatten; Andere wollten wissen, er sey Offizier gewesen, aber ein Duell, oder ein anderer böser Handel habe ihn gezwungen, seinen Dienst zu verlassen, und seine zufälliger Weise bedeutenden Kenntnisse im Forstwesen hätten ihm diese Stelle verschafft. Wie dem immer war, Oberförster Reisner erklärte sich nie über seine Herkunft; aber er hielt mit der größten Strenge auf alterthümlich bürgerliche Sitte, und dul-

dete schlechterdings nicht in seinem Hause, was nur von Weitem einer modischen Neuerung oder Nachäffung der vornehmen Lebensweise glich.

Das dünkte Minchen, wie sie als kaum zwölfjähriges Mädchen in das Haus ihrer Muhme kam, etwas sonderbar; denn bey ihrem Vater hatte ein ganz anderer Ton geherrscht. Sein eigner Geschmack und die frühere Gewöhnung seiner Frau, der jüngern Tochter des Pfarrers, welche durch viele Jahre mehr die Gesellschafterinn als die Kammerjungfer ihrer Gebietherinn, der Gräfinn von Ottenberg, gewesen war, hatten ihm städtische Sitten und modische Umgebung zum Bedürfniß gemacht, und sein Haus stellte eine zwar kleine, und bisweilen etwas mißrathene, aber immer doch eine Copie des gräflichen Haushalts dar. Es schien Minchen anstößig, wenn bey ihrem Oheim die Jägerbursche mit am Tische aßen, auf dem ein großes Brot lag, und ein Krug mit Wein, so wie einer mit Bier stand, damit sich jeder nach Belieben einschenken, und abschneiden könne, während bey ihrem Vater kaum der erste Beamte nach ihm zuweilen gebethen wurde, und eine Art von Bedienten die Speisen herum reichte. — Sie fand es mühsam und unnütz, daß ihre Frau

Muhme selbst in der Küche half, und selbst im Stall, im Keller, auf dem Hühnerhof nachsah und zugriff. Das alles war bey ihren Ältern nicht geschehen, und Minchen ekelte und ärgerte sich an gar Manchem. Indessen war kein halbes Jahr vorüber gegangen, als sie einzusehen anfing, daß jener Ekel und dieß Ärgerniß doch nur von dem Ungewohnten und Äußerlichen kam, daß es bey Muhme Reisner viel reinlicher zuging, als in ihrer Ältern Hause, daß hier mehr Ordnung herrschte, mehr gearbeitet wurde, der Tisch zwar einfacher, aber schmackhafter besetzt, und kurz, das Leben bey Weitem nicht so unangenehm war, als sie sichs im Anfange vorgestellt hatte.

Sie lernte sich bald mit gutem Geschick in Alles finden, was die Oberförsterinn von ihr verlangte. Nur zwey Dinge thaten ihr lange wehe, und das waren gerade die unerläßlichsten Bedingungen, unter welchen der Oberförster darein gewilligt hatte, das Kind seiner Schwägerinn in sein Haus aufzunehmen. Es durfte kein Französisch gesprochen, kein Clavier, kein Zeichnen getrieben werden, und Minchen mußte allem über ihren Stand gehenden Putz entsagen, und sich bürgerlich, gleich den übrigen Frauen

und Töchtern der Beamten in der Nachbarschaft, kleiden. Das fiel dem verwöhnten Mädchen am schwersten, und dünkte sie am ungerechtesten.

Nach und nach traten indeß Umstände ein, welche, nebst der stillen Macht der Gewohnheit ihr auch über diese Puncte weghalfen. Reisner hatte drey Söhne, rüstige, wohlgebildete Jungen, die nur um wenige Jahre älter als Minchen waren. Adolph, der Erstgeborne, und zugleich der ernsteste, sanfteste unter ihnen, fing an, Wohlgefallen an dem lebhaften, geistvollen Mühmchen zu finden. Er gesellte sich am liebsten zu ihr, er ließ sich ihre Neckereyen, ihren lustigen Spott gefallen, selbst dann, wenn er ihn traf; aber er hörte nach und nach auf, ihn zu treffen, denn Minchen begann ihrerseits eine Art von Achtung und zarter Scheu vor dem ernsten und immer gleichen Sinn des verständigen Vetters zu fühlen. Sie merkte, daß sie ihm gerade dann am besten gefiel, wenn sie in ihrem höchst reinlichen, kattunenen Jäckchen, mit der schneeweißen Schürze und dem Schlüsselbunde, vor seinen Augen im Hause herumschaltete; sie erkannte, daß er ohne Vergleich klüger und besonnener war, als sie, und daß sie, trotz allen den Künsten, worin man sie unterrichtet hatte, doch von

einer Menge nützlicher, ja nothwendiger Dinge, welche man in diesem Hause kannte, gar nichts verstand; und endlich schmeichelte es ihrer Eitelkeit, sich bey ländlichen Festen und Zusammenkünften vor allen übrigen Mädchen des Ortes von dem ansehnlichsten und hübschesten jungen Menschen — denn das war Adolph — ausgezeichnet zu sehen. Oberförster Reisner, so unerbittlich er gegen jedes Heraustreten aus den von Natur und Umständen vorgeschriebenen Schranken war, hatte doch stets darauf gesehen, seine Söhne nicht bloß in allen zu ihrem künftigen Beruf erforderlichen Kenntnissen, sondern auch in allen einem gebildeten Menschen überhaupt anständigen Wissenschaften unterrichten zu lassen, ja er selbst war in vielen dieser Dinge ihr Lehrer gewesen, und so war ihm Minchens Unwissenheit, bey der übrigens vornehmen Erziehung, im Anfange vor Allem ein Gräuel gewesen. Adolph hatte dieß auch allmählich bemerkt, er suchte ihm abzuhelfen, und bey ihrem natürlichen Verstande und wohlwollenden Herzen gelang es auch bald nach Wunsch. Drey Jahre war Minchen im Hause ihrer Verwandten gewesen, und ein ganz anderes Wesen aus ihr geworden. Bürgerlich und anspruchlos in

ihrem Anzuge diente ihre ehemahlige Liebe zur Eleganz nur dazu, ihren Geschmack zu leiten, und sie auch den einfachsten Kleidungsstücken einen Anschein von Zierlichkeit geben zu lehren; ihr guter Verstand begriff leicht, was die Muhme von ihr verlangte, und sie richtete Alles, vermöge ihrer Lebhaftigkeit und angebornen Geschicklichkeit, schneller und besser als andere aus. Vetter Adolphs Unterweisungen fielen auch auf keinen Felsengrund, und der Strahl des erwachenden Gefühles in den beyden jungen Herzen war das Sonnenlicht, das jene Keime erwärmte und zu schöner Reife brachte. So stand Minchen in ihrem fünfzehnten Jahre liebenswürdig an Geist und Körper, einfach in ihren Empfindungen, tüchtig in ihren Geschäften, kindlich gesinnt gegen ihre Pflegeältern, wie eine hold aufgeschloßne Blume da, daß Jedermann Freude an ihr hatte, und selbst des strengen Oberförsters Blicke sich erheiterten, wenn sie ihr bey ihren häuslichen Verrichtungen folgten, und, diese einst als die Frau seines Sohnes, und das junge Paar an seiner und seines Weibes Statt im wohlgeordneten Hause schaltend zu denken, dem ernsten Greis wie eine

wohlthätige Verjüngung und ein Trost für die kommenden Jahre der Schwäche erschien.

An der Einwilligung von Minchens Vater zu zweifeln, fiel Niemand ein. Adolph hatte die Anwartschaft auf seines Vaters einträgliche und ehrenvolle Stelle, sobald er seine Prüfung mit Auszeichnung gemacht haben würde. Zwar besaß er kein Vermögen und Minchen war reich; aber man wußte, daß die jungen Leute sich liebten, daß der Vater die einzige Tochter nach ihrem Herzen würde wählen lassen, wie er oft ausgesprochen; und endlich ehrten und liebten sich die Väter trotz ihrer verschiedenen Art, über manche Puncte zu denken, und der Inspector wußte den Dienst wohl zu schätzen, den ihm die Schwägerinn durch die Aufnahme seines verwaisten Kindes erwiesen.

Noch ein Jahr ungefähr dauerte dieß still genügende Leben fort, als die Zeit herannahte, wo Adolph seine längst beschlossene Reise antreten, nach seines Vaters Willen Länder und Menschen sehen, der Ausbildung seines Innern Festigkeit geben und sich in seinem Berufsstudium überall umsehen, und vervollkommnen sollte, um nach Verlauf von drey Jahren (diese Zeit war zur Reise bestimmt) seine Prüfungen

mit Ehre machen, und dem Vater im Amte adjungirt werden zu können. Die jüngern Brüder waren ihren Neigungen nach, der Eine zum Handel, der Andere zum Militär bestimmt, und beyde schon seit längerer Zeit nicht mehr zu Hause.

Mit dem nächsten Herbste sollte auch Adolph scheiden, und sehr einsame Stunden standen den beyden Alten und dem trauernden Minchen bevor, wenn nun der Herbst, der Winter mit ihren langen Abenden, ihren düstern Tagen und Stürmen kommen, und keine freundliche Gesellschaft das stille Haus beleben, kein Gehen und Wiederkommen der geliebten Gestalt, helle Puncte und willkommene Abwechslung in das trübeinförmige Leben bringen würde. Da erschien plötzlich gegen Anfang des Augustmonaths ein ganz unerwarteter Brief der Gräfinn von Ottenberg an den Verwalter, worin sie ihm nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren, während welchen sie theils auf ihren andern Gütern, theils in der Residenz gelebt, wo ihr Gemahl einen hohen Posten bekleidet hatte, und nun gestorben war, ihre Rückkehr auf Ottenberg meldete, und alle Anstalten zu ihrem Empfange zu machen befahl.

Es begleitete sie ihre siebenzehnjährige Toch-

ter Rosalie, ein sehr hübsches Mädchen, das in der Zeit der Kindheit an Inspectors Minchen eine liebe Gespielinn besessen hatte. Auch jetzt ward diese alsogleich aufs Schloß gehohlt und mit Erstaunen und Freude sahen die beyden, die sich als Kinder verlassen hatten, einander als Jungfrauen wieder. Die Gräfinn war eine herzensgute Frau, unfähig ihrer Tochter etwas zu versagen, und so wurde, nach der Weise der Reichen und Großen, ohne alle Rücksicht auf Minches Wünsche, der Plan entworfen, sie als Gesellschafterinn Rosaliens aufs Schloß, und den nächsten Winter in die Stadt mitzunehmen. Man fand, daß sie in ihren Manieren, in ihrem Anzuge gar weit zurück war, man wollte sie bilden, dem schönen Mädchen eine gewisse äußere Vollendung angedeihen lassen, man sprach mit dem Vater, und both ihm an, seine Tochter mit Rosalien gleich zu halten, sie jeden Unterricht und jede Freude mit dieser theilen zu lassen, und gab ihm zu verstehen, daß es ja doch Schade wäre, wenn das hübsche Kind hier auf dem Lande versauern sollte. Das waren Funken, die in des Inspectors eitlem Sinne nur zu helle Flammen anfachten; sein Herz schwoll vom Stolze empor, wenn er sich seine Tochter

an der Seite der Gräfinnen, in allen Künsten des höheren Lebens wohl unterrichtet, in den Kreisen vornehmer und adeliger Personen dachte. Was weiter daraus werden sollte, machte ihm wenig Kummer, sein Zweck bey der künftigen Verheirathung seiner Tochter war nur ihr Wunsch, ihr Glück. Wenn sich nun in der Stadt vielleicht eine glänzende angesehene Parthie für sie finden, und ihr Herz damit zufrieden seyn sollte, so war ja an der Endigung ihres Romans mit dem obscuren Landförster nicht viel gelegen, und, wenn nur sie sich glücklich fühlte, alles in der Ordnung. Kurz er willigte leicht und gern ein, und erst, nachdem zwischen ihm und den beyden Gräfinnen alles ins Reine gebracht war, wurde Minchen gerufen, und ihr die bevorstehende Veränderung als etwas bereits Festbestimmtes angekündiget.

Minchen erschrack tödtlich. Ihr erster Gedanke war Adolph, der zweyte des Oberförsters strenge Begriffe von dem genauen Unterschiede der Standesverhältnisse. Sie machte Vorstellungen, sie erschöpfte sich in Gegengründen, sie warf sich, wie sie allein mit Rosalien war, dieser weinend um den Hals, und beschwor sie, sie nicht unglücklich zu machen, indem sie sich von

Adolph trenne. Rosalie wurde empfindlich über diese bestimmte Weigerung, Minchen ängstlich, es wurde auseinander gesetzt, widerlegt, zugeredet; aber man kam zu keinem Entschluße. Minchen kehrte verweint nach Hause zurück. Adolph sah ihren Kummer, es war ihr unmöglich, ihm die Ursache desselben zu verbergen, und das unglückahnende Gefühl, womit er ihre Eröffnung aufnahm, bestätigte sie in ihrer Angst. Bald erfuhr es der Oberförster; beym Nachtessen, als die Jägerburschen sich entfernt hatten, wurde das ganze Project besprochen. Der alte Reisner erklärte sich kurz und vollständig dagegen, und sagte am andern Tage seinem Sohne, wenn Minchen in die Stadt zöge, und eine Dame werden wollte, so werde er seine Einwilligung zu dieser Heirath nie geben. Seine Schwiegertochter, das Weib, welches seinen Adolph glücklich machen sollte, müsse eine Bürgerliche seyn, bürgerlich gesinnt seyn, und also leben.

Adolph kannte seinen Vater zu gut, um nicht zu wissen, daß so ein Ausspruch unwiederruflich fest stand; denn er war nicht die Wirkung eines plötzlichen Eindrucks, sondern langebewährter, und zur zweyten Natur gewordener

Grundsätze. Seine einzige Hoffnung beruhte also auf Minchen, daß sie entweder ihre Reise ganz zu hintertreiben wisse, aber doch durch ihre Zärtlichkeit vermocht werden würde, auch mitten im Glanz und vornehmer Umgebung den einfachen Sinn und die Liebe für ein stilles Leben, wie er es ihr biethen konnte, zu bewahren. Er hoffte das in hellen Augenblicken, aber meistens, wenn er über seine Zukunft nachdachte, sagte ihm eine düstere Vorahnung, daß hier wenig zu erwarten stand. Doch war er zu stolz, um mit Bitten in Minchen zu dringen; er überließ, was sie beschließen würde, ihrem Herzen, ihrer Liebe, fest überzeugt, daß jedes Opfer frey aus der Seele hervorgehen müsse, wenn es Werth haben sollte. Indessen gingen die Verhandlungen auf dem Schlosse fort, die Gräfinnen redeten Minchen unablässig zu, glänzende Bilder wurden vor ihr entfaltet, ihr früheres Wohlgefallen an einer gewissen Eleganz der Sitten aufgereizt, man schilderte ihr das Leben auf dem Waldschlosse, wenn erst Adolph fort seyn würde, bey den beyden grämlichen alten Leuten mit den dunkelsten Farben. Man lächelte, wenn sie die Erklärung des alten Reisner als eines abhaltenden Beweggrundes erwähnte, man machte

ihr begreiflich, daß man in einer unbemittelten Familie eine reiche Schwiegertochter um einer Grille wegen nicht fahren lassen werde, daß es ja endlich auf Adolphs Liebe und ernsten Willen ankommen würde, ob er seinen Wunsch gegen den unbilligen Eigensinn seines Vaters gelten machen könne, und fand endlich, daß ja Adolph selbst nur gewinnen werde, wenn ihm seine Braut bey seiner Zurückkunft, treu und liebend wie zuvor, mit nützlichen Kenntnissen und feiner Sitte geschmückt, entgegen kommen würde.

Solche Reden hörte Minchen oft und viele. Sie machten endlich doch Eindruck. Frühere Wünsche gesellten sich dazu, der öftere Aufenthalt auf dem Schlosse regte halb vergeßne Gewohnheiten auf, das Andenken ihrer Mutter wurde hervorgerufen, die nie einen andern Wunsch gehegt, und nie eine andere Bestimmung für Minchen gehabt, als sie im Hause der Gräfinn untergebracht zu wissen; der Vater fügte seine Ermahnungen bey, Minchen wurde überstimmt, betäubt. Adolphs Abschied kam jetzt auch dazwischen, ihr Gemüth, durch jene Verhandlungen angegriffen, war nun vollends durch den Schmerz gebeugt, das Waldschloß erschien

ihr wie ein Grab, seit Adolphs Gestalt ihr nicht mehr darin begegnete, der Ton seiner lieben Stimme verhallt war; die Gräfinnen drängten, der Vater zürnte, der alte Reisner sagte kein Wort, und verboth es ebenfalls seiner Frau, er wollte seine Schwiegertochter keiner Überredung danken, eben weil sie reich war. So hörte hier jede Gegenwirkung auf, während auf dem Schloß unablässig an ihr gearbeitet wurde; sie wankte, sie ergab sich. Acht Tage nach Adolphs Entfernung, die traurigsten, die sie seit dem Tode ihrer Mutter zugebracht, zog sie aufs Schloß, und reiste mit Anfang Septembers in Gesellschaft der Gräfinnen, welche noch etwas von dem Sejour in Carlsbad genießen, und Minchens Traurigkeit, wie sie sagten, zerstreuen wollten, nach diesem Badeort ab.

Minchen trat in eine neue Welt. Glänzende Gesellschaften, Bälle, Concerte, die höchste Eleganz des Anzuges, der feinste Ton im Umgange der fremden und einheimischen Gäste, und eine Fülle früher nie geahneter Bedürfnisse und Genüsse zeigten sich vor ihr, und betäubten sie, indem sie sie auf ungewohnten Bahnen fortrissen. Den folgenden Winter brachten die Gräfinnen in der Residenz zu; Minchen empfing Un-

terricht in Musik, im Französischen, Zeichnen, Tanzen u. s. w. gemeinschaftlich mit Gräfinn Rosalie, mit der sie auch jede Freude theilte. Sie war gekleidet wie sie, die Dienerschaft des Hauses war für sie wie für die Familie, sie setzte keinen Fuß auf die Straße, als um spazieren zu gehen, sie brachte keinen Abend allein zu, speisete an dem reich besetzten Tische, figurirte Abends im Sallon, stand um zehn Uhr Morgens auf, aß um fünf und legte sich um zwey Uhr Nachts zu Bette; kurz, sie lebte wie eine Gräfinn, und ihr leichter Sinn bekümmerte sie nicht viel um den einzigen Unterschied, daß sie ihre hochgebornen Gönnerinnen nicht begleiten durfte, wenn sie zu Hofe oder in die eigentlichen Versammlungen des Adels gingen. Ihr Behagen an dieser Lebensweise wuchs immer, sie war ganz glücklich darin, und entschlug sich mit Gewalt mancher Besorgniß, die sich ihr aufdringen wollte, wenn sie an Adolphs strengbürgerliche Lebensweise, an das finstere Waldschloß, an seines Vaters unbeugsamen Sinn dachte. „Kommt Zeit, kommt Rath,“ sagte sie dann zu sich selbst: „Es war nicht mein Wille, hier zu seyn, und wenn Adolph mich so wahrhaft liebt, als ich ihn, so soll es ja dieser Liebe

nicht schwer werden, durch freundliches Zusammenwirken von beyden Seiten, endlich auch aus unserer jetzt so verschiedenen Lebensweise ein erfreuliches Ganzes zu bilden.“ Sie zählte hierbey viel auf den Einfluß, den Adolphs Reisen und sein näherer Umgang mit der Welt auf das, was sie seine Vorurtheile nannte, haben würden; sie hoffte ihn in vielen Stücken geändert, und zur Einsicht des bessern geneigt zu finden; sie konnte ihm die Unbilligkeit nicht zutrauen, ihr bey ihrem Vermögen, das sie so freudig mit ihm zu theilen bereit war, allen Genuß des Lebens abzuschlagen; sie war sich ihrer Liebe bewußt, und rechnete auf die seinige; denn trotz aller Zerstreuungen, Huldigungen und Eitelkeiten hing ihr Herz rein und unversehrt an dem Gespielen ihrer Kindheit, und weder die Bewerbungen und glänzenden Anerbiethungen mancher städtischen Herren, noch das Zureden ihrer Freundinnen konnte sein Bild aus ihrer Seele verdrängen. Immer blieb es in seiner vollen Klarheit vor ihr stehen, ihr Briefwechsel ging ununterbrochen fort, und der Gedanke, je einem andern anzugehören, kam ihr wie etwas Unmögliches und der Vernunft Widerstrebendes vor.

Drey Jahre waren auf diese Art vergangen. Adolph wurde bald zurück erwartet, und wurde es um so sehnlicher in dem Hause seines Vaters, als dieser seit einiger Zeit zu kränkeln anfing. Er wünschte, den geliebten Sohn, den Nachfolger um sich zu haben, und es schien seiner Frau bisweilen, als arbeitete irgend eine Entschließung in der Seele des Greises, die sich nicht zur Klarheit ausbilden, oder die Schranken der Lippen überschreiten könnte. Plötzlich wurde er eines Morgens im Walde von einer Art von Ohnmacht, die eher einem Schlagfluß glich, überfallen; erschrocken, weinend brachten ihn die Jägerbursche und ein Paar Bauern, die sich gerade in der Nähe befanden, nach Hause. Man schickte sogleich um seinen jüngsten Sohn, den Offizier, den einzigen, der nicht zu weit entfernt, einige Meilen von Ottenberg in Garnison lag. Er kam so eilig, als möglich, er traf den Vater noch am Leben, aber außer Stande zu sprechen, und was ihm so wie den Übrigen am schmerzlichsten fiel, war die Wahrnehmung, daß sich der Sterbende vergeblich bemühte, durch unverstandene Zeichen etwas andeuten zu wollen, was Niemand errathen konnte. Das Einzige wurde ihnen klar, daß er hef-

tig nach seinem ältesten Sohn verlangte, daß dessen Abwesenheit ihn beunruhigte, ja die Mutter glaubte sogar, den Nahmen Adolph ein paarmahl unverständlich von seinen Lippen gehört zu haben; was aber Adolph sollte — war unmöglich zu begreifen, und so verschied der Kranke denn am zweyten Tag, ohne seine letzte Angelegenheit kund geben zu können.

Nicht lange nach seines Vaters Tode traf der Ersehnte ein. Die Freude des Wiedersehens zwischen Mutter und Sohn war sehr durch jenen Schmerz getrübt; aber die dringenden Umstände hoben über manche dunkle Stelle hinweg. Adolph mußte seines Vaters Geschäfte übernehmen, seine Prüfungen machen, die landesfürstliche Bestätigung zu seinem Amte einhohlen; er mußte in die Residenz. Dort war Minchen, und wenn gleich in ihrer jetzigen Lage Manches war, was ihm Besorgniß einflößte, auch seines Vaters Erklärung ihm oft schreckend einfiel, so hatten doch ihre Briefe, und die ungeschminkte Sprache der treuesten Liebe ihn über den Stand ihres Herzens eben so sehr beruhigt, als jene unverstandenen Zeichen auf dem Sterbebette seines Vaters, die eigentlich ihm galten, sich, seiner Meinung nach, auf eine Zurücknah-

me jener Erklärung sehr wahrscheinlich deuten ließen.

Mit nahmenloser Freude empfing Minchen die Nachricht, daß ihr Jugendgeliebter angekommen sey, mit noch höherem Entzücken ihn selbst, als er, kaum im Gasthofe abgestiegen, in ihre Arme eilte. Beyde fanden sich gegenseitig sehr zu ihrem Vortheile verändert. Adolph hatte einen freyen, sichern Anstand erworben, der seinen schönen Wuchs ungemein hervorhob, sein natürlicher Verstand und seine Kenntnisse waren durch Reisen und Umgang mit allerley Menschen entwickelt, und bereichert worden. Er seinerseits fand Minchen bezaubernd schön in der eleganten Kleidung, in der feinen Ausbildung ihres ganzen Wesens, und die Bemerkung, sie in aller ihrer Liebe und Treue, und fest entschlossen zu finden, ihm aus allen glänzenden Umgebungen aufs Land zu folgen, machte ihn unaussprechlich selig. Dennoch konnte er, so wie er allein war, manchen besorgten Gedanken nicht ganz unterdrücken, und der Einfluß, den drey also verlebte Jahre auf das Gemüth seiner Braut, auf ihre Vorstellungen von häuslichem Glücke und die Wahl ihrer Lebensweise haben mußten, erhob sich manchmahl recht ängstigend in seiner Seele.

Doch die Liebe und die Freude, sich wieder zu sehen, half die kurzen Tage ihres Zusammenseyns über die wenigen Bedenklichkeiten hinaus, und die Liebenden trennten sich, als Adolph wieder fort mußte, voll der süßesten Hoffnungen, und mit dem festen Vorsatze, sich bald unzertrennlich anzugehören. Das war nicht ganz nach dem Sinne ihrer vornehmen Freundinnen, sie hatten Plane für Minchens Zukunft entworfen, die sie in der Residenz fesseln sollten; es hatte nicht an Freyern gefehlt, denen das reiche Landmädchen in ihrer frischen Blüthe eine erwünschte Eroberung gewesen wäre. Die Gräfinnen redeten ihr zu, sie schilderten ihr den Aufenthalt auf dem Lande und des ernsten Jägers strenge, fast sauertöpfische Gesinnung mit den unangenehmsten Farben. Minchen hoffte es anders. Was zu grell mit ihrem jetzigen Leben abstach, sollte sich, wie sie gar nicht zweifelte, ändern, bessern lassen, und so widerstand ihr fröhlicher Sinn und ihre treue Liebe muthig allen Einwendungen, welche die Gräfinnen machten, und allen Besorgnissen, die ihr eignes Herz in Stunden des Nachdenkens ihr zuflüsterte.

Adolphs Angelegenheiten gingen den erwünschten Gang. Nach Verlauf von drey Mo-

nathen war er an seines Vaters Stelle mit denselben Genüssen und Pflichten zum Oberförster ernannt, und seine Hochzeit mit Minchen auf die ersten Tage des nahenden Frühlings angesetzt. Die Gräfinn entwarf den Plan, diese auf Ottenberg zu feyern. Minchen kam das sehr erwünscht, die vielen Gäste, der Glanz dieser Feyerlichkeit reizten sie; minder schien Adolph zufrieden, er hätte den schönsten Tag seines Lebens gern still, und nur im nächsten Kreise seiner Lieben genossen. Indessen war nichts zu thun, der Anstand geboth, daß die Hochzeit in dem Hause der Braut gefeyert werde, und dieß war seit mehreren Jahren das der Gräfinn gewesen. Adolph meinte freylich, es könnte am schicklichsten bey dem Vater geschehen, aber dieser war so bereitwillig, sein Recht der Gräfinn abzutreten, und entschuldigte sich so ernstlich mit der Junggesellenwirthschaft, die er seit dem Tode seiner Frau geführt hatte, daß der Bräutigam nachgeben mußte. So früh es also noch im Jahre war, wurden doch auf dem Schlosse alle Anstalten zum Empfange der Familie, und zugleich zu dem bevorstehenden Feste getroffen, und dann dieses auch mit einer Pracht und Eleganz, die es fast einer gräflichen Vermählung

gleich machten, gefeiert. Minchen sah in ihrem nach dem feinsten Geschmacke gewählten Anzuge wie eine Königinn aus: Freude und Frohsinn verklärten das hübsche Gesichtchen, so daß sie fast die schöne Gräfinn Rosalie, die es sich nicht wehren ließ, die Brautjungfer ihrer Freundinn vorzustellen, überstrahlte. Es war ein schönes Paar, Adolph und Minchen, wie sie die Tannenallee hinab, von allen Hochzeitgästen im festlichem Schmucke begleitet, durch den Garten zur Kirche gingen, er, der hohe schlankgewachsene Jüngling in reicher Forstuniform, sie im weißen Kleide von glänzendem Seidenstoffe, mit kostbaren Spitzen besetzt, den schön geformten Hals und Busen halb in reiche Blonden verhüllt, halb mit dem Perlenschmucke, ihres Vaters Brautgeschenk, bedeckt. Mit Lust sah ihnen Jedermann nach, wie sie den Gang hinabschritten, und die helle Frühlingssonne, durch die Bäume blitzend, die schönen Gestalten mit wechselnden Schimmer bestreute; aber Jedermann mußte sagen, daß das der Anzug und die Hochzeitfeyer einer gräflichen Braut, und nicht einer künftigen Oberförsterinn sey.

Adolph fühlte das wohl, und manche düstere Wolke glitt über sein Gesicht, wenn er diese

oder ähnliche Bemerkungen hörte, die in freundlicher Meinung, um ihm etwas Angenehmes zu sagen, gemacht wurden; noch unangenehmer klangen ihm die Scherze, Huldigungen und Schmeicheleyen, welche die zahlreich versammelten Herren vom Civil und Militär aus der Nachbarschaft seiner Braut und jungen Frau zu sagen wagten: denn zu seinem allergrößten Verdruß hatte Minchen und ihr Vater der Gräfinn geloben müssen, das junge Paar die ersten drey Tage ihrer Ehe auf dem Schlosse wohnen zu lassen, und nur seine zärtliche Liebe zu Minchen hielt ihn ab, ihr den Unmuth, den er empfand, ganz zu zeigen, und auf seinem früher gehegten Vorsatz, sie sogleich nach dem Mittagsmahl in sein Haus zu führen, zu bestehen.

Doch endlich waren die Tage vorüber, die für Adolph eben so peinlich, als angenehm für Minchen gewesen waren. Der vierte war zur Abreise der Herrschaft, die bloß der Hochzeit wegen so früh aufs Land gekommen war, und zu Minchens Rückkehr in ihr Haus bestimmt, und die Gräfinnen fuhren endlich, nachdem die Gäste sich bereits alle verloren hatten, nach einem thränenvollen Abschied und mancher Ermahnung an Minchen, in die Residenz zurück.

Adolph war ein Berg von der Seele gesunken, als er den letzten Wagen der Suite aus der Allee verschwinden sah. Mit einem Gefühl heftiger Freude drückte er sein schönes Weibchen an die Brust und lud sie fröhlich ein, ihm in sein stilles Haus zu folgen, wo seine Liebe sich bestreben würde, sie alles das wenigstens nicht zu sehr vermissen zu lassen, was sie jetzt aufgeben mußte. Mit unangenehmer Voremspfindung berührten diese Worte, trotz dem Tone der Liebe, mit dem sie gesprochen wurden, auf einmahl Minchens durch den Abschied aufgeregtes Herz, und zum erstenmahl gestaltete ihre Zukunft, an die sie bis jetzt mit heiterm Leichtsinn gedacht hatte, sich in ernsten Zügen vor ihr. Heftig bewegt umschlang auch sie den Geliebten, und ein Gemisch von Empfindungen, Wehmuth und Bangigkeit, trübe Ahnung und freudiger Entschluß stiegen in ihrer Brust empor. Sie schwieg, es stand nicht in ihrer Macht, jenen streitenden Gefühlen Worte zu geben, indem ein richtiger Tact ihr sagte, sie könne es nicht, ohne Adolph zu verletzen; sie reichte ihm wortlos den Arm, und schritt den Schloßhof und den kleinen Hügel stumm hinunter, dem Dorfe und dem Wege zu, der an den heiter-

sten freundlichsten Frühlingsmorgen in ihren künftigen Wohnort führen sollte.

Das dunkle Waldschloß mit seiner altmodischen Einrichtung, so wie die Lebensweise seiner Bewohner war Minchen wohl aus früheren Zeiten, wo sie selbst durch mehrere Jahre eine Hausgenossinn desselben gewesen, wohl bekannt. Aber so düster, so abschreckend, wie es ihr nun bey der letzten Beugung des Weges um den vorspringenden Waldhügel erschien, als es plötzlich mit seinen halbverfallenen Thürmen, dem hier und dort schadhaften Gemäuer, den ungleichen Fenstern, den vorspringenden Erkern vor ihr stand, hatte sie das Bild sich doch nicht in der Phantasie ausgemahlt, oder vielmehr, es war ihrem verwöhnten Auge früher nicht so erschienen. Es kam ihr vor wie ein Kerker — sie konnte an keine Lebensfreude in diesen düstern Mauern glauben; denn sie konnte sich diese Umgebungen und jene Genüsse des verfeinerten Geschmackes und des Luxus, an die sie sich im Hause der Gräfinn und ihrer Bekannten als an etwas Unentbehrliches gewöhnt hatte, nicht vereinbar denken, und sie hatte Mühe, dieß Gefühl vor Adolph zu verbergen, der sie mit inniger Lust und mit der schönen Freude des Besitzes

in sein Eigenthum führte, wo sie mit ihm leben, sein Schicksal theilen, und ihm sein Haus zum Himmel machen sollte.

Seine Mutter in ihrem besten Hausschmuck, die Jägerbursche in ihren Festuniformen, die Dienerschaft des Hauses — das heißt die Knechte und Mägde — kamen dem jungen Paar vor dem Schlößchen durch den kleinen Garten, der es vorn an der Stelle des verschütteten Schloßgrabens umgab, entgegen. Herzlich umarmte die Matrone die längstgekannte und längstgeliebte Nichte, die ihr nun durch ein innigeres Band angehören sollte; die Jäger, das Gesinde begrüßten sie auf ihre, freylich etwas linkische Art, und so trat sie, von der Mutter geführt, unter bangen Herzensschlägen, die alle Augenblicke das Lächeln ihrer Mienen Lügen zu strafen drohten, in den hallenden Thorweg, der düster auf sie herabblickte, und wo die Reste eines Fallgatters über ihr, und die Spuren der Ringe und Ketten neben ihr, welche einst zum Aufziehen der Zugbrücke gedient, sie an die Zeiten des Faustrechts, und jene finstere Einsamkeit mahnten, in welcher die Frauen der Ritter damahls auf ihren Burgen zu leben verdammt waren. Nun kamen sie in den Hausgang; hellroth an-

gestrichen prangten die Ziegelsteine, womit dieser und die Ruheplätze der Stiege gepflastert waren, und stachen grell von den schneeweiß getünchten Wänden und den rein gescheuerten Stufen ab, auf denen noch der weiße Sand unter den zierlichen Atlasschuhen der jungen Frau knisterte. Durch den Eßsaal, mit Estrich gedielt, wo bereits die schwere eichene Tafel auf ungeheuren Säulenfüßen stand, ganz frisch mit blendend weißem Tischtuch, in zierliche Formen gebrochen, überdeckt, und mit blanken Zinn besetzt, führte die Matrone sie in das Schlafgemach, das einst ihr und dem seligen Gemahl zu diesem Gebrauch gedient, und das sie, mit williger Unterordnung, dem jungen Paare abgetreten hatte. Hier im düstern Alkoven, den dunkelgrün wollene Vorhänge, mit gelben Säumen umrändert, und mit schwerfälligen Schleifen seitwärts aufgebunden, von dem Zimmer trennten, standen hochaufgethürmt zwey mächtige Betten mit antiken Verschnitzungen von schwerem Nußholz, worin schon vor zweyhundert Jahren die ersten Besitzer oder Erbauer dieses Schlosses die Sorgen, welche ihnen der dreyßigjährige Krieg gemacht haben mochte, verschlafen hatten. Ein Sopha von großgeblümten grünen Da-

maſt hinter einem Klapptiſch, den ein bunter Teppich bedeckte, und über demſelben ein Spiegel in künſtlich mit Glas und goldenem Schnitzwerk verzierten Rahmen, bezeichnete den Ort, wo die junge Frau ihre Beſuche empfangen sollte. Rings an den Wänden heilige oder Familienbilder in breitgeſchnitzten, von der Zeit verblichenen Rahmen, ein Ofen, der allenfalls zum Boudoir einer eleganten Dame geräumig genug geweſen wäre, Stühle mit hohen, ſchmalen Lehnen, hell gebohnte Schränke, mit Schnörkeln und Säulen verziert, Alles, mit einem Worte, trug das Gepräge alterthümlicher Sitte und eines ſtillen Sinnes, der, ſich mit dem wohlerworbenen Beſitz begnügend, ohne auf Veränderung und Verſchönerung zu denken, ſeine Zier wie ſeine Ruhe in Reinlichkeit, Ordnung und Erhaltung des Altgewohnten ſucht. Minchen aber hatte den Sinn für dieſen ruhigen Reiz verloren, ihr kam alles häßlich, gemein, unerträglich, ja beſchämend vor, wenn eine zufällige Verkettung der Umſtände ſie dahin brächte, Jemand von ihren gewohnten Bekannten in dieſen Zimmern empfangen zu müſſen. Das Blut erſtarrte in ihren Adern, die Worte ſtarben auf ihren Lippen, und der Gedanke: „Hier

sollst du leben, und das soll dein Aufenthalt bleiben?“ drückte sich mit solcher schmerzlichen Gewalt in ihren Mienen aus, daß es selbst ihrer Schwiegermutter nicht entging, die eben daran war, der geliebten Nichte und Schnur alle Bequemlichkeiten der Einrichtung, und den Werth dieses oder jenes von einem einstmahligen berühmten Besitzer des Schlosses gebrauchten Stückes zu preisen. Betroffen sah sie ihr in die trüben Augen, in das niedergeschlagene Gesichtchen, und fragte besorgt, ob ihr etwas fehle?

Minchen raffte sich zusammen, sie fühlte das Unschickliche ihres Benehmens und da in diesem Augenblicke die Eßglocke ertönte, auch ihr Adolph ins Zimmer trat, so faßte sie sich, und hatte mit einer leichten Entschuldigung die Besorgnisse der guten Matrone zerstreut. Man ging in den Tafelsaal, wo der Herr Pfarrer, ein paar Beamte der Gräfinn, und an der Thür, die durch die Vorhalle auf die Treppe führte, die Jägerbursche standen, um sich mit der Familie, nach altem Brauch, zu Tische zu setzen. Ihre linkischen Begrüßungen, die Gespräche an der Tafel, das Eßgeräthe, die Anordnung der Gerichte, das freundliche Nöthigen der Matro-

ne — Alles stand im grellsten Contraste mit dem, was Minchen in den letzten Jahren gewohnt gewesen war, und wovon sie unmittelbar herkam, und selbst ihre sichtliche Bemühung, alles unbemerkt und heiter hingehen zu lassen, zeigte ihrem Manne, wie weit das Minchen, das ihm jetzt gegenüber saß, von dem verschieden war, das vor vier Jahren so oft an diesem Tische an seiner Seite gesessen, und völlig zufrieden in ihren Umgebungen, herzlich vergnügt mit ihm geplaudert hatte.

Nach Tische kamen noch einige Honoratioren des nahen Städtchens, theils um der jungen Frau Oberförsterinn ihre Aufwartung zu machen, theils um, wie sie es von des Vaters Zeiten, und seit Adolph wieder zu Hause gekommen, gewohnt waren, am Sonntag im anmuthigen, schattigen Garten Kegel zu schieben. Minchen saß mit ihrem Strickzeug dabey, sie gab sich Mühe, die Herren zu unterhalten; aber sie konnte sich in ihren Ton nicht finden, der ihr zwar nicht unverständig, doch gemein vorkam, wo aber von allem dem, was sie in ihren Cirkeln zu besprechen gewohnt war, von Theater, schöner Literatur, Kunsterzeugnissen, Societätsanecdoten, kein Anklang zu finden war, so wie

sie ihrerseits sich in diesen Wirthschafts- und Geschäftsangelegenheiten und in den Familiengeschichten der Nachbarschaft vollkommen fremd fühlte.

Das Herz wurde ihr schwer, immer unfreundlicher und beengender blickte sie die Zukunft an, sie versank in Träumereyen, nahm keinen Theil mehr an dem Gespräch, war mit ihren Gedanken in der Residenz, und verglich schmerzlich das Einst und Jetzt. Adolph betrachtete sie tiefsinnig; er ahnete, was in ihr vorging — und beyde kehrten, als die Gäste sich entfernt hatten, einsylbig und gedankenvoll ins Haus zurück, wo Minchen sich unter manchen halberstickten Seufzern in der unpassenden Umgebung umzusehen, ihre kleinen Geräthschaften, die in ihrer Niedlichkeit beynahe lächerlich von den andern Einrichtungsstücken abstachen, auszukramen, und, so gut sichs thun lassen wollte, einzurichten begann.

Am andern Morgen stand, wie es denn in den glücklichen Tagen der Jugend so oft geschieht, das gestern so schwer Empfundene mit viel heiterern Farben vor den Augen der beyden Gatten; besonders beruhigte sich Minchen, in der festen Zuversicht auf ihres Adolphs gränzenlose Liebe, leicht mit dem Gedanken, daß durch Klug-

heit, Zeit und Ergreifen des günstigen Augenblicks sich manches bewirken lassen würde, daß man nur nicht zu stürmisch verfahren, nichts übereilen, aber auch nichts außer Acht lassen müsse, was endlich zum erwünschten Ziele führen könnte. Dieß erwünschte Ziel war aber kein anderes, als eine allmählige Umwandlung des ganzen Hauses, und eine Annäherung an jene Formen, die ihr nun einmahl als die schönste Blüthe des menschlichen Geistes, und eine unerläßliche Lebensbedingung des gebildeten Menschen erschienen.

In diesem Sinn arbeitete sie leise und unmerkbar auf ihren Zweck hin, und da ihre Liebe zu Adolph, die freundliche Gefälligkeit ihres Wesens ihn und alle, die sich ihr nahten, aufs anmuthigste ansprachen, da ferner ihre Talente, ihre Kenntnisse dem sehr gebildeten und practisch tüchtigen Manne eine Quelle der Zerstreuung und Erhohlung waren, so gelang ihr manches über Erwarten, und machte ihr Muth noch mehr zu versuchen. Auch selbst Adolphs, wie aller Männer natürliche Unaufmerksamkeit auf die kleinen Details des Hauswesens, und sein vieles Verweilen außer dem Hause erleichterte ihr manches. Allmählig hatte sich, unter aller-

ley Vorwänden das Aussehen ihres Wohn- und Schlafzimmers mächtig verändert. Musselindrapperien hatten die allzuschweren wollenen Vorhänge, elegante Schränke, die ihr ihr Vater zum Geburtstag geschenkt, und die nicht zurückgewiesen werden konnten, die altmodischen Holzgebäude, in welchen schon Würmer hauseten, leichte bequeme Rohrstühle die mit Tapetenarbeit überzogenen und vielfältig schadhaften Stühle verdrängt. Aber noch blieb Vieles zu wünschen übrig, und selbst der Contrast des Alten und Neuen machte das Ganze nur noch seltsamer und ungehöriger erscheinen. Minchen dachte also daran, da bisher alles so wohl gelungen war, auch die berußten alten Gemählde in ihren schwerfälligen Rahmen, den geschmacklosen Spiegel u. s. w. zu entfernen, und an die Stelle derselben theils hübsche Zeichnungen von ihrer Hand, theils Englische Kupferstiche zu setzen, und vor allen andern einen andern Trumeau in die Wand einfügen zu lassen. Als hierzu die Anstalten gemacht wurden, da konnte die alte Oberförsterinn ihr Mißvergnügen nicht länger bergen; die Entfernung der alten Familienportraite und frommen Bilder aus dem Schlafzimmer, wo sie diese seit fast dreyßig Jahren zu

Zeugen aller ihrer Leiden und Freuden gehabt hatte, kam ihr wie eine Entheiligung vor, und sie fand es nothwendig, ihren Sohn auf diese immer weiter gehende Neuerung aufmerksam zu machen, die, wie sie meinte, dem Gange der Wirthschaft und seinem häuslichen Glücke nur verderblich seyn konnte.

Sie sagte ihrem Sohne nichts Neues damit. Adolph hatte in der letzten Zeit nur zu wohl bemerkt, wohin Minchens Sinn strebte; aber er fand nicht für gut, die Mutter in sein bekümmertes Herz sehen zu lassen, und suchte sie mit der Versicherung, daß bey den kleinen bisher vorgenommenen Veränderungen nichts gegen seinen Willen geschehen sey, und daß es ihm leicht werden würde, Minchen von der ihr arglos scheinenden Entfernung der Bilder abzumahnen, wenn der Mutter so viel daran liege, von jeder Einmischung in die zarteren Verhältnisse seiner Ehe fern zu halten. Die Mutter machte Einwendungen, sie sprach von Minchens verwöhntem Geschmack, von ihrer Lust am vornehmen Leben. Adolph unterbrach seine Mutter ernst, aber sanft mit der Bitte, ihn künftig mit derley Ermahnungen zu verschonen, indem er bestimmt nie ein Wort, und käme es aus

dem verehrungswürdigsten Munde, anhören würde, was eine Anklage gegen seine Frau enthielte.

Unzufrieden, und für sich murrend, verließ ihn die Matrone; aber der verborgene Zunder hatte die Berührung der Luft erfahren. Worte waren gesprochen worden, und das Geschehene nicht mehr ungeschehen zu machen.

Was sich Adolph lange selbst nicht hatte klar machen wollen, stand jetzt durch dieses Gespräch auf einmahl deutlich vor seiner Seele — daß nähmlich Minchen, nach einem so langen Aufenthalte in ganz andern Regionen, nicht mehr zur Frau eines Oberförsters auf dem Lande, und in diese einfache Verhältnisse passe. Seines Vaters Erklärung, die ihm oft eingefallen, die er sich früher aus dem Sinne geschlagen, drang sich ihm grell und schreckend auf, und er glaubte zu erkennen, daß es ein Wort der Wahrheit und Erfahrung gewesen sey, das man nicht so leichtsinnig hätte außer Acht lassen sollen. Er machte sich Vorwürfe, daß er Minchen seine unwiderruflichen Grundsätze, und die Ansichten, die er von seinem häuslichen Leben hatte, nicht sogleich bey seiner Wiederkunft erklärt, und sie darauf vorbereitet habe, wie es in seinem Hause gehalten werden müsse. Nun war durch

Nichtachtung, durch unzeitige Schonung, durch falsche Scham schon manches und im Grunde viel zu viel geschehen. Ein fester Schritt konnte indessen noch Alles ins Geleise bringen. Er war sich seiner innigen Liebe für sein Weib bewußt, und eben so von der ihrigen überzeugt; diese Liebe sollte ihm beystehen Er nahm sich vor, mit ihr zu sprechen, und zweifelte nicht, manches zu bewirken, wenn er gleich dem schönen, einst genährten Traum entsagen mußte, in seiner Gattinn die gleichdenkende Gefährtinn seines Lebens zu besitzen, die ihre Ruhe und ihre Freude in derselben Sphäre, wie er, suchen und finden werde. Ein tiefer Seufzer folgte dieser Erkenntniß — das Paradies war geschlossen — aber es stand in der beyden Gatten und der Liebe Macht, die irdischen Gefilde wenigstens noch mit den Reizen, die ihnen übrig waren, zu schmücken.

Ernst aber liebevoll erklärte nun Adolph nach einer kurzen Einleitung seiner Gattinn, daß weder an die Wegschaffung der Bilder, noch überhaupt an eine Veränderung der Einrichtung, oder des Hauswesens, welche dem Sinne einer stillen bürgerlichen Lebensweise zuwider sey, gedacht werden könnte. Gern wollte

er ihr jede Erneuerung, welche Reinlichkeit, Zweckmäßigkeit und ein schönes Ordnungsgefühl erforderlich mache, gestatten, nur sollte jede solche Nachschaffung, oder Änderung das Gepräge des ganzen Hauses und der Lebensverhältnisse tragen, in denen sie sich nun einmahl durch Geburt und Umstände befänden, und die nie zu überschreiten, sein fester Vorsatz sey.

Minchen hörte das Alles mit stiller Fassung an. Sie hatte es kommen gesehen, und ihre Waffen dagegen bereitet. Alles, was Überredungsgabe, Schmeichelkünste und Liebe ihr eingeben konnten, wurde angewandt, um dem strengen Ausspruch zu begegnen. Adolph blieb unerschüttert. Das brachte Minchen zuletzt aus dem Gleichgewichte; sie wurde gereizt, sie fing an sich zu ereifern, sie erlaubte sich, was sie nie gethan, einen leisen Rückblick auf ihr Vermögen, auf die Ansprüche, die sie zu machen hätte. Es war ein Gedanke, der nicht erst jetzt in ihrer Seele entstand; ihre vornehmen Freundinnen und ihr Vater hatten ihn mehr als einmahl in ihr erregt, und waren oft darauf zurückgekommen. Bis jetzt hatten Zartgefühl und Liebe ihn in ihrer Brust festgehalten; der heutige Zwist, Adolphs Unbeweglichkeit, seine Här=

te, wie sie es nannte — riß ihn los — er überschritt die Schranke der Lippen, und zündete in des Mannes stolzem Geist eine Flamme an, über die Minchen erschrack, und viel darum gegeben hätte, jenes unselige Wort zurücknehmen zu können. — Adolph erklärte ihr mit streng beherrschter Stimme, aber mit flammenden Augen, die sie nie so gesehen, die ihr aber ganz unwiderstehlich schön vorkamen, daß er schlechterdings keinen Gebrauch von ihrem Vermögen machen, keinerley Rücksicht darauf nehmen, und mit strenger Genauigkeit so leben werde, wie es die Einkünfte seines Dienstes gestatteten. Minchen zitterte; so hatte Adolph noch nie mit ihr gesprochen. Er verließ sie rasch — und sie blieb, zwischen Angst und Unmuth, Bitterkeit und aufwallender Liebe kämpfend, und in Thränen zurück, welche den harten Mann durchaus nicht zu rühren schienen. Schon aber war die Liebe nahe daran, über alle jene feindlichen Empfindungen zu siegen, als der Inspector unvermuthet eintrat; er sah seine Tochter in Thränen, er drang in sie, er errieth aus einigen halben Worten das Übrige, sein Unmuth gegen den Eigensinn des Schwiegersohns, gegen die Beschränktheit der alten Frau loderte auf; er

erklärte ihr geradezu, daß ein Mensch, der seiner Frau solche billige Dinge abzuschlagen vermöge, sie unmöglich lieben könne, und diese Reden fanden in Minchens aufgeregten Herzen nur zu viel Anklang. Sie klagte, sie redete sich recht in ihren Schmerz, in ihr Unglück hinein, und als der Vater wegging, war sie entschlossen, wenn es denn nicht möglich seyn sollte, die Vorurtheile und den Eigensinn ihres Mannes und seiner Mutter zu überwinden, wenigstens für ihre Person sich so viel wie möglich dem störenden Einflusse jenes Zwanges zu entziehen, und in Lebensweise, Kleidung und Beschäftigung sich jene Genüsse und Gewohnheiten zu erlauben, die nun einmahl jedem gebildeten Menschen zum Bedürfniß geworden seyen.

In diesem Sinne fing sie nun an, recht ihrem Manne, und besonders der Schwiegermutter zum Trotze, in ihrer Tagesordnung, ihrem Anzuge u. s. w. allerley Veränderungen einzuführen. Sie stand später auf, wandte mehr Zeit und Sorgfalt auf ihren Anzug, bekam von ihrem Vater alle Augenblicke neue Geschenke an Putz und eleganten Kleinigkeiten, besetzte alle ihre Tische und Schränke damit, und glänzte darin bey den häufigern Besuchen, die sie von

nun an in der Nachbarschaft zu machen anfing. Das gab böses Blut und unangenehme Auftritte mit Mann und Mutter, und da vor Adolphs gebiethendem Ernste alle kleinlichen Versuche etwas zu erreichen in Nichts schwanden, begnügten sich die beyden Frauen, mit stachlichten Reden und bittern Anspielungen ihrem gegenseitigen Unmuth Luft zu machen. Diese Stimmung war nicht geeignet, die Herzen einander zu nähern, man hatte sich einmahl mißverstanden, und mißverstand sich immer mehr. Minchen befestigte sich in dem, was sie ihre billigen Forderungen nannte, Adolph sah mit Schmerz sein Glück sich immer weiter von ihm entfernen, die Mutter glaubte durch Zureden und Tadel Alles ins erwünschte Geleise zu bringen; der Inspector nahm die Parthie seiner Tochter, und hatte einst sogar eine Erklärung mit Adolph, die aber so ungünstig für ihn ausfiel, daß er keine zweyte wagte, und mitten in allen diesen unangenehmen Vorgängen kam ein Brief von der Gräfinn Rosalie an Minchen, worin sie ihr meldete, daß sie Braut des Grafen von Willborn, eines der reichsten und elegantesten Freyer aus den glänzenden Cirkeln der Residenz sey, welche Minchen so wohl kannte, und deren Erwäh-

nung und lebenslustige Schilderung jetzt so wehmüthig in ihre trübe Gegenwart fiel. Der Brief handelte größtentheils von den Herrlichkeiten, Geschmeiden, Shawls, und aus Paris verschriebenen Kleidern, welche die prächtige Ausstattung der reichen Braut ausmachten, und schließlich war die Nachricht beygefügt, daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Hochzeit im nahen Herbste auf Ottenberg gefeyert werden würde, weil das Schloß daselbst ganz eigends wie zu Festen eingerichtet, und die Bauart desselben, die Pracht der Gärten, der Treibhäuser, der Wildbahnen u. s. w. sehr geeignet war, dem Bräutigam einen vortheilhaften Begriff von dem ansehnlichen Hause zu geben, aus welchem er seine künftige Gemahlinn gewählt.

Wie der Schlag einer Zauberruthe hatte dieser Brief, und die Welt, von der er handelte, Minchen zurück in ihr verlornes Glück versetzt — und diese Welt sollte wahrscheinlicher Weise jetzt wieder in ihrer Nähe glänzen, und sie daran Theil nehmen. Es wirrte sich Alles in ihrem Köpfchen hin und her, und da sie wußte, nicht allein keinen Anklang, sondern vielleicht bittere Mißlaute für ihre Gefühle in ihrer nächsten Umgebung zu finden, so eilte sie mit dem

Briefe zu ihrem Vater, theilte ihm ihren Schmerz, wie ihre frohe Erwartung mit, und es ward unter Beyden beschlossen, daß Minchen gegen ihren Mann nichts von dem Briefe erwähnen sollte, weil, wenn es bey jenem Plane, die Hochzeit hier zu feyern, sein Verbleiben hätte, ohnedieß bald ein zweyter nachkommen, und Alles fest bestimmen würde.

Es kam ihr schwer an, etwas vor ihrem Adolph zu verschweigen, den sie einst in ihrer Brust lesen zu lassen, und offen und kindlich frey vor ihm zu handeln gewohnt war. Es that ihr weh; aber war es wohl ihre Schuld? Hatte nicht sein Eigensinn, das düstere Vorurtheil, das er gegen Alles nährte, was Verfeinerung und höherer Lebensgenuß heißt, sie dazu gezwungen? und war es nicht vielmehr Schonung und Klugheit, wenn sie nicht ohne Noth einen Punct berührte, der, wie nun einmahl die Sachen standen, gewiß einen Streit erregt haben würde.

So beschwichtigte sie sich in ihrem Innern, und gab sich Mühe, die geheime Stimme nieder zu kämpfen, welche ihr dieß Verschweigen als ein Vergehen an Adolph anrechnen wollte.

Ein zweyter Brief folgte bald dem ersten;

er war an Minchens Vater gerichtet, verkündete die Ankunft der hochzeitlichen Gäste als sehr nahe, und bestimmte ihre Zahl und die Einrichtungen, die nun in aller Eile getroffen werden mußten.

Adolph war sehr unangenehm durch diese Nachricht berührt; noch unangenehmer war es ihm, aus dem Zusammenhange zu erkennen, daß seine Frau einen Brief bekommen haben müßte, über dessen Empfang und Inhalt man ihn in Unwissenheit gelassen hatte. Das verletzte ihn tief; ohne etwas zu sagen, verließ er Minchen auf der Stelle, kam spät zurück, war wortarm und finster, und seine Frau erkannte zu spät, daß ihre wohlberechnete Klugheit sie gewaltig falsch geleitet habe. Vergebens suchte sie nun wieder einzulenken, das Vertrauen war verletzt, und dieser Riß nicht mehr zu heilen.

Der zur Hochzeit bestimmte Zeitpunct war nun da. In langem Zuge kamen die herrschaftlichen Wagen, und kaum waren die Gräfinnen ins Schloß abgetreten, und ein wenig von der Ermüdung der Reise erhohlt, als nach der Frau Oberförsterinn gesandt wurde, und die beyden Freundinnen sich entzückt in die Arme flogen. Hierauf wurde erzählt, vorgezeigt, alle Herr-

lichkeiten einer kostbaren Ausstattung, und alle Freuden, welche hoher Stand und Reichthum gewähren, vor Minchens Blicken dargelegt, und mit der übermüthigsten Lust auf alle Feste hingewiesen, die hier und in der Nachbarschaft, bey Gelegenheit dieser Vermählung, Statt finden würden, und an denen ihre Jugendfreundinn Antheil nehmen sollte. Minchens Herz war schmerzlich gepreßt. Im reizendsten Lichte trat die nächste Zukunft und das schöne Leben, das sie so gerne und so lange geführt, vor sie hin, und mitten darin erschien ihr Adolph, seine Strenge, seine Grundsätze, die Beschränkung ihrer Lage, und die Kämpfe, die ihr deßhalb bevorstanden, in der unfreundlichsten Düsterheit.

Nur zu bald hatte Gräfinn Rosalie den Trübsinn ihrer Freundinn erspäht. Mit allem Eifer, den Freundschaft und Neugier einflößt, und mit jener Überlegenheit, welche Höhere im Umgange mit Untergeordneten immer zu behaupten wissen, drang sie in Minchen, und beschwor sie, ihr ihr Herz zu öffnen. Eine Weile widerstand diese tapfer; aber das Mitleid, das sie mit sich selbst hatte, überlieferte endlich das Geheimniß ihres häuslichen Unfriedens an die horchende Freundinn, und diese stimmte sogleich

in ihre Klagen ein, und versprach ihrerseits alles, was sie vermöchte, beyzutragen, um Adolph zur Erkenntniß seines offenbaren Unrechts und zur Annahme billigerer Gesinnungen zu bringen. Es wurde nun eine Art von Angriffsplan zwischen den beyden Freundinnen verabredet, die Gräfinn verzweifelte gar nicht daran, mit dem wilden Jäger fertig zu werden, und Minchen kehrte viel beruhigter nach Hause zurück; aber sie hüthete sich wohl, den Grund dieser Zuversicht, und ihre Lust an den Herrlichkeiten, die sie auf dem Schlosse gesehen, laut werden zu lassen.

Sie erwähnte bloß des Wunsches der Gräfinn, sie fleißig auf Ottenberg zu besuchen, und schickte sich alsogleich an, demselben nachzukommen; denn sie ging jeden Morgen hin, blieb öfters zu Tische, fuhr Nachmittag mit der Gesellschaft spazieren, fing allmählig an wieder zur Familie der Gräfinn zu gehören, und hatte für Adolphs Vorstellungen die kräftigsten Gegengründe, denen zuwider zu handeln, Höflichkeit, Dankbarkeit, nachbarliche Verhältnisse, kurz eine Menge annehmbarer Ursachen ihr nicht erlaubten. Ganz aber überhörte und übersah sie die sauern Mienen und Stachelreden der Schwie-

germutter, die nicht unterließ, was sie offen nicht hindern konnte, wenigstens mit beissenden Anmerkungen zu verbittern, und ihr Mißfallen deutlich an den Tag zu legen.

Nach und nach kamen immer mehr Gäste. Das Schloß wurde bald zu enge, schon war man bemüßigt gewesen, einige bey dem Inspector einzuquartieren, und jetzt kam es, daß die Gräfinn sich genöthigt sah, selbst Adolphs Gefälligkeit um ein paar Zimmer seines Hauses anzusprechen. Noch nie hatte Eine von ihnen die einsame Wohnung des Oberförsters betreten, so freundlich sie übrigens ihn und seine Frau bey sich aufgenommen hatten. Nun bedurften sie seiner, und nun kamen sie voll Herablassung, zu sehen, wie denn ihr Minchen bewohnt sey, wie es in ihrem Haushalt aussehe, und beyher den Herrn Oberförster zu ersuchen, ihnen eines seiner überflüssigen Zimmer für ein Paar Offiziere aus der Nachbarschaft einzuräumen, die nur einige Tage vor der Hochzeit eintreffen, und gleich nach den Feyerlichkeiten sich wieder entfernen würden. Adolph war nicht zu Hause, als der vornehme Besuch kam. Minchen war gleich mit Allem einverstanden, und die gute Mutter von der unvermutheten Ehre und

ihrer Unbeholfenheit, mit Höheren umzugehen, so überrascht, daß sie in dienstfertiger Demuth sich zu Allem bereit fand, was die gnädigen Gräfinnen forderten, und es über sich nahm, in ihres Sohnes Nahmen zuzusagen.

Die Damen entfernten sich, und nahmen Minchen mit aufs Schloß. Auf dem ganzen Wege wurde von nichts Anderm, als dem Bedauern gesprochen, das diese unpassenden Umgebungen, diese abscheuliche, altfränkische Einrichtung, dieses baufällige Gebäude, das bey jedem starken Sturm die Bewohner in die Gefahr, erschlagen zu werden, setzen müßte, und vor Allem die beständige Gesellschaft einer so beschränkten alten Frau, wie diese Schwiegermutter, ihnen für ihr liebes Minchen einflößte. Das muß anders werden! rief Gräfinn Rosalie noch zuletzt, als sie ins Schloß traten, und sollte ich selbst die Fehde mit dem eigensinnigen Herrn Oberförster beginnen. Pfui! Ein so hübscher, so artiger Mann, und so hartnäckig, so bauernstolz! Nimm es nicht übel, Minchen; aber ich kann das nun nicht anders nennen, denn es ist nichts anders. Seine Einkünfte mit deinem Vermögen vereinigt, würden euch in den Stand setzen, eines der hübschesten Häuser

in der ganzen Gegend zu machen, du könntest auf dem angenehmsten Fuße leben, ohne deinen Mann im geringsten zu derangiren — und endlich, wenn er glaubte, daß sein Character als Oberförster sich nicht zu solch einer Lebensweise paßte, so gibt es ja Möglichkeiten, auch dem abzuhelfen. Man verschafft sich einen Titel, man sucht einen Adelsbrief — kurz, es gibt tausend Mittel, wenn man nur will.

Aber Adolph will nicht, sagte Minchen traurig.

Er wird wollen müssen! erwiederte Rosalie: Laß nur mich machen, er ist nicht der erste Mann, den eine junge, hübsche Frau zu lenken gewußt hätte, und wenn wir uns alle drey gegen ihn verbinden, so müßte es doch mit Zauberey zugehen, wenn wir nicht mit ihm fertig werden sollten.

Ein wichtiger Schritt war schon dadurch geschehen, daß man Fremde ins Waldschloß gebracht hatte, und so unangenehm es dem Oberförster war, bey seiner Heimkehr zu vernehmen, was indessen vorgefallen, so war doch jetzt ohne Unartigkeit nichts mehr zu ändern. Die Offiziere kamen schon den folgenden Tag, obwohl man sie, nach den Reden der alten Gräfinn, erst in einigen Tägen erwartete. Es wurden aller-

ley Bequemlichkeiten aus dem Schlosse herübergeschafft, manche Veränderungen wurden nothwendig befunden, und endlich sogar das Ansuchen gemacht, daß, da die Tafel auf dem Schlosse schon so zahlreich besetzt war, der Oberförster doch die Gefälligkeit haben möchte, diese Herren an seinem Tische essen zu lassen, da sie schon unter seinem Dache wohnten.

Laß dich den Teufel bey einem Haare fassen! — dachte Adolph, und gestand zu, was er nicht weigern konnte. Doch entschuldigte er sich mit der für seinen Beruf nöthigen Hausordnung, von der er nun einmahl nicht abweichen könne. Man äße bey ihm um ein Uhr zu Mittag, und um neun Uhr des Abends. Die Offiziere versprachen sich in Alles zu fügen; es ging ein Paar Tage ordentlich. Indessen waren auf dem Schlosse große Anstalten zu Komödien, Tableaux u. s. w. gemacht. Einer der Offiziere gehörte unter die Mitspielenden, und zu ein Paar Rollen gebrach es, durch einen tückischen Zufall, die Krankheit eines der Herren, auf den man fast gerechnet hatte, an einem jungen schönen Schauspieler. Gräfinn Rosalie übernahm es, den Jugendgespielen Adolph, der ja als Knabe mit ihr und ihren Brüdern so manchen Schwank

ausgeführt hatte, zu bereden, sich aus Gefälligkeit, und nur während der Proben, weil man gewiß auf die Wiederherstellung jenes Herren zählte, zur Übernahme dieser Rollen zu verstehen. Das kostete indeß mehr Mühe, als die Einquartirung der Offiziere. Doch sie wußte auf jeden Entschuldigungsgrund, den Adolph vorbrachte, eine entkräftende Antwort, ein Auskunftsmittel. Es blieb ihm nichts übrig, als entweder einzuwilligen, oder geradezu zu sagen: er wolle nicht. Das mochte er, aus Achtung für die alte Gräfinn und aus Rücksicht auf nachbarliche Verhältnisse, nicht thun, sie erhielt sein Jawort, und eilte triumphirend davon, es ihrer Mutter zu verkündigen.

Adolph mußte also zu den Proben, er mußte Rollen lernen, bey den Tableaux mitwirken, und somit war sowohl für ihn als seinen Gast, den einen Offizier, die Nothwendigkeit eingetreten, sich nach der Ordnung auf dem Schlosse zu fügen, und die Stunden des Essens und Schlafengehens nach jener einzurichten. Auch war Adolph mit seinem lebendigem Geiste, seinen vielen Kenntnissen, seiner Gewandtheit in jeder körperlichen Übung, seiner anziehenden Gestalt kaum in jenen Kreisen erschienen, als er

schnell das allgemeine Augenmerk derselben ward. Man hatte sich allerley Spaß von dem steifen Waidmann versprochen, und man erstaunte, einen jungen Mann zu finden, den Erziehung und Reisen auf mannigfache Art ausgebildet, und in seiner bewahrten Eigenthümlichkeit zu einer eben so seltenen als angenehmen Erscheinung gemacht hatten. Vor allen schloß sich Rosaliens Bräutigam an ihn an, der sich viel auf seine ökonomischen, und besonders seine Forstkenntnisse zu Gute that, und Adolph fast nicht mehr von der Seite kam, indem dieser ihn in dem ganzen Revier herumführen und mit Allem bekannt machen mußte, was hier an Verbesserungen und neuen Einrichtungen eingeführt worden war. Indessen glänzte Minchen auch ihrerseits bey allen Unterhaltungen, welche ihre Fertigkeit in Musik, Tanz und Schauspielkunst, die sie in der Residenz so oft mit Glück geübt hatte, in Anspruch nahmen. Huldigungen wurden ihr auf allen Seiten gebracht, und nur ihre innige Liebe zu Adolph bewahrte sie vor den Verirrungen, denen ihre geschmeichelte Eitelkeit sie nur zu oft aussetzte.

So gingen denn also drey bis vier Wochen im Geräusche unruhiger Geschäftigkeit und be=

täubender Freude hin. Der Vermählungstag war vorüber, die Feste, welche demselben theils auf Ottenberg, theils auf den Schlössern der Nachbarschaft folgten, welche sich beeiferte, die empfangenen Ehren wenigstens mit gleichem, wo nicht mit größerem Glanze zu erwiedern, gingen ebenfalls zu Ende, die Gäste fingen an, sich zu entfernen, Gräfinn Rosalie glaubte schon Alles gewonnen, weil Adolph sich mit Gefälligkeit, und nicht ohne Anmuth zu allen den fremdartigen Forderungen bequemt hatte, die sie an ihn gethan, und als jetzt die Gesellschaft wieder auseinander stob, die Neuvermählten sammt der Mutter in die Residenz, die Übrigen auf ihre benachbarten Landsitze gezogen waren, hatten sich für Minchen so mancherley Verbindungen angeknüpft, daß sie und ihre Freundinn hofften, der Winter werde in ziemlich angenehmer Geselligkeit vergehen.

Mit ungeduldigem Verlangen hatte Adolph dem Zeitpuncte entgegen gesehen, der allen dem Geräusche ein Ende machen und ihm die langentbehrte Freyheit geben sollte, zu leben, wie es seine Ansichten und Gewohnheiten forderten. Nicht sobald war es also auf Ottenberg stille geworden, als schnell, wie eine Stahlfe-

der, welche, lange gebogen, nun plötzlich in ihre alte Richtung springt, auch Adolph in seinem Hause und in seiner Lebensart Alles wieder auf die alte Weise zurückführte, und Minchen mit tiefer Kränkung gewahrte, daß alle ihre und Rosaliens voreiligen Hoffnungen gescheitert, alle angewandten Künste vergeblich gewesen waren.

Als hätte keine Unterbrechung Statt gefunden, ging auf dem Waldschlößchen Alles seinen stillen, einfachen Gang fort. Wieder ward um sieben Uhr gefrühstückt, wieder um ein Uhr mit den Jägerburschen zu Tische gegangen, und um zehn Uhr Abends lag wieder, wie sonst, Alles in der tiefsten Ruhe. Hatte Minchen schon im Beginne ihrer Ehe diese Beschränkungen sehr schwer gefunden, so waren sie ihr nun vollends unerträglich. Sie war von Rosaliens Einwirkungen bearbeitet worden, Adolphs Benehmen kam ihr hart, ja widersinnig vor; sie hatte längst einen Mangel an Liebe in dieser Ungefälligkeit, sich ihren Wünschen zu fügen, geahnet, Rosaliens Ansichten und Aufreizungen hatten sie in dieser Meinung bestärkt, und als nun alle alten Beschwerden nach und nach wieder eintraten, da war es bey ihr ausgemacht, daß Adolphs Liebe

zu ihr erstorben sey, und sie fing an, sich für eine der unglücklichsten Frauen zu halten.

Ihre Unterredungen mit ihrem Vater, ihre Briefe an Rosalien hatten diesen Inhalt; Beyder Ansichten trugen bey, diese düstern Empfindungen in ihr zu nähren, und diese Stimmung wirkte eben so auf Adolph. Er sah das Glück seiner Ehe getrübt, seines Weibes Herz von ihm entfremdet, und Alles, was gesagt und gethan ward, wenn es auch zuweilen geschah, um eine Wiederannäherung zu bewirken, schien bey dieser Stellung der Gemüther vielmehr das Gegentheil zu bezwecken.

Der Winter war streng, Adolph trieb sich in Sturm und Schneegestöber im Forst umher, Minchen fuhr, so oft es das Wetter zuließ, in ihres Vaters zierlicher Equipage zu den Frauen in der Nachbarschaft, und suchte in Geschwätz und Zerstreuung Erheiterung für ihre trübe Laune. Verwehrte ihr das Wetter jeden Ausflug, so saß sie still in ihrem Zimmer, und strebte durch Musik, Zeichnen, Lesen u. s. w. sich in jene Welt zurück zu zaubern, aus der sie sich mit immer neuem Schmerz ausgeschlossen sah. Des Haushaltes nahm sie sich wenig an, die Matrone sorgte gern dafür, und die kleinlichen

Details einer engen bürgerlichen Wirthschaft kamen ihr nun, da sie sich durch ihres Mannes Eigensinn dazu verdammt sah, noch viel unangenehmer, als ehemahls vor.

So saß sie eines Abends, als es schon fast Nacht geworden war, auf dem Sopha in ihre trüben Gedanken versunken, als das Geräusch eines Wagens, der plötzlich vor dem Hause hielt, sie aus ihren Träumen erweckte. Besuche waren eine solche Seltenheit auf dem Waldschloß, daß jeder derselben Epoche machte. Minchen horchte daher hoch auf, es wurde laut auf dem Hofe, die Hunde schlugen an, und gleich darauf hörte sie sie freudig winseln und bellen; ein Zeichen, daß der Besuch ein wohlbekannter war. Das Haus gerieth in Bewegung, Lichter flimmerten vom Hofe herauf, in dem Augenblicke trat ein junger Mann im Reisepelz, ihre Schwiegermutter, die Jägerbursche mit Lichtern, Alles schnell und fröhlich über die letzten Treppenstufen herauf, wo diese sich, nach alter Art offen, in den Vorsall einmündete, und nur durch ein Geländer von diesem geschieden war. Nun erkannte auch sie den Fremden. Es war ihr Schwager Fritz, der Husarenrittmeister, dessen Regiment ziemlich weit von hier lag, und der darum ein

seltner Gast bey ihnen war. Freudig flog sie dem alten Spielgefährten in die Arme, und nun ging es jubelnd mit ihm in das Zimmer. Minchen ließ ihn zur Mutter aufs Canappeh setzen, und eilte, Anstalten für seine Bequemlichkeit, für Pferde und Leute zu treffen. Unter diesen Bewegungen war Adolph nach Hause gekehrt, er bewillkommte den Bruder mit großer Freude, und als sich der erste Rausch des Vergnügens gelegt hatte, eröffnete der Rittmeister die Ursache seiner Ankunft.

In der *** Zeitung hatte vor ein Paar Wochen eine Bekanntmachung der **schen Regierung gestanden, vermöge welcher der Herr Baron Friedrich Reisegg, ehemahliger Major vom **schen Regimente, der im Jahre 17.., einer Ehrensache wegen, den Dienst und sein Vaterland verlassen, und sich, wie es verlautete, in einem fremden Lande unter dem Nahmen Reisner, als landesfürstlicher Forstbeamter aufgehalten habe, oder im Falle seines Todes, seine Kinder oder andere Erben aufgefordert wurden, sich bey der ** Stelle in *** zu melden, die Beweise ihrer Geburt beyzubringen, und somit eine Erbschaft von dem Bruder des obengenannten Baron Friedrich von Reisegg, wel-

cher als Domherr zu ** gestanden, und den verschollenen Bruder, oder seine Kinder zu Erben eingesetzt habe, in Empfang zu nehmen.

Erstaunt und stumm hörten alle diese die Eröffnung an. Baron Reisegg! rief endlich Adolph aufspringend. — Unser Vater ein Edelmann?

Baron? rief Minchen, indem sie ihren Mann mit leuchtenden Augen ansah, und also eine Baroninn, keine Bürgerliche!

Es ist fast nicht zu zweifeln, erwiederte der Rittmeister, es trifft zu vieles zu.

Es ist gewiß so, fiel die Matrone ein, die bisher nachdenklich, die Hände im Schooß gefaltet, da gesessen hatte. Die Erinnerung an den Verstorbenen hatte sie übermannt, und eine Thräne sich über ihre Wangen geschlichen: Ach, mein guter Friedrich! Wenn du das erlebt hättest! — Kinder! hub sie nach einer Pause wieder an: Ich hatte es längst gemerkt, daß euer Vater der nicht war, der er scheinen wollte; ich erinnere mich auch wohl, daß er im Anfange unserer Ehe öfters Briefe von unbekannter Hand empfing, und beantwortete, die er sehr geheim behandelte, und meist selbst auf die Poststation ritt, um sie abzuhohlen, und die Antworten abzugeben. Zu fragen hatte ich nicht das Herz;

denn jede noch so leise Anregung dieser Art brachte entweder einen Sturm, oder eine trübe Stunde für ihn hervor. So ließ ich es endlich ganz; denn unsere Pflicht ist es (mit einem Seitenblicke auf Minchen) unsern Männern das Leben süß zu machen, und zu seyn, wie sie, nicht wie wir es wünschen. Aber kurz vor seinem letzten tödtlichen Zufall gab er mir ein Kästchen, gleichsam als hätte er geahnet, daß er dann nicht die Kraft haben würde, zu sagen, was er wollte, und beschwur mich, es Adolph nicht eher zu übergeben, als bis diesem sein erster Sohn geboren seyn würde; dann möchte er mit seinen Brüdern es gemeinschaftlich öffnen. Mich dünkt, das Kästchen kann nun nicht wohl bis zu jener Gelegenheit mehr aufgehoben werden, und wenn ihr wollt, meine Kinder, so hohle ich es. Die Söhne waren es wohl zufrieden, die Mutter ging, und brachte bald darauf ein altmodisches, aber sehr schönes Kästchen von Chinesischem Lack, das verschlossen, und auf dessen Deckel ein sehr prächtiges Wappen in Gold gravirt war. — Sie legte es in Adolphs Hände, begierig traten Alle hinzu, den Inhalt zu sehen, am begierigsten wohl Minchen, vor deren Geist glänzende Bilder gaukelten. Das erste große Blatt, welches

Adolph entfaltete, war ein altes Pergament, und nichts Anders, als der Adelsbrief seines Hauses, von Kaiser Rudolph dem Zweyten ausgefertigt. Darunter lag seines Vaters Taufschein, sein Siegelring und ein Blatt von seiner Hand, das in wenigen Worten einen kurzen Abriß seines Lebens, und seiner Unglücksfälle zum Behuf seiner Söhne, und in eben so kurzen aber kräftigen Ausdrücken seine Gründe enthielt, warum er nie wieder seine Titel und Vorrechte geltend zu machen gesonnen war, nebst einer ernsten Ermahnung an seine Söhne, wenn es ihre Umstände nicht dringend forderten, sich ja niemahls wieder in einen Stand zurück zu begeben, den er mit dem wahren Glücke des Menschen für unverträglich hielt.

Mit sehr verschiedenen Empfindungen hörte die kleine Versammlung dieser Vorlesung zu. Der Rittmeister schien mit der Standeserhebung wohl zufrieden, die Mutter ward wehmüthig durch die frischgeweckte Erinnerung; Adolph aber ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab, und ein Entschluß schien sich in ihm zu bereiten. Endlich trat er an den Tisch. Fritz! rief er — ich habe es überlegt. Die Erbschaft des Oheims auszuschlagen, wäre Thor-

heit, und für dich, als Offizier, ist es nicht gleichgültig, ein Diplom zu besitzen, oder nicht. Handle also, wie du willst, reise nach **, nimm die Papiere mit und verschaffe dir die Anerkennung deiner Rechte! Was mich betrifft, und ich denke, Bruder Philipp als Kaufmann wird eben dieser Meinung seyn, so tritt bey uns kein dringender Umstand ein, der uns veranlassen könnte, aus unsern jetzigen Verhältnissen herauszugehen; vielmehr würde eine Veränderung dieser Art uns nur Störung, unnütze Auslagen und Unfrieden zu wege bringen. Wir wollen daher des theuern Vaters Wort beherzigen, und bleiben, was wir sind.

Minchen erstarrte über diese Erklärung, welcher die Mutter freudig Beyfall gab, und der auch der Rittmeister nach einigen Vorstellungen beypflichtete. — Minchen sagte nichts, das Herz war ihr hoch geschwellt, die Rede von Bitterkeit und Schmerz wie gesperrt. Das hatte sie von Adolph doch nicht erwartet, so viel offenbaren Haß, und so viel sichtliche Lust, ihren Wünschen entgegen zu handeln!

Die Männer unterredeten sich indeß über die Schritte, die jetzt zu machen nöthig wären, und erst, nachdem dieß abgethan war, richtete

Adolph von ungefähr die Augen auf seine Frau, deren Stillschweigen er in dem Eifer des Gespräches nicht beobachtet hatte, und erschrack über den Ausdruck von Schmerz in dem todtenbleichen Antlitz und den erloschenen Augen. Mein Gott! Was ist dir, Minchen? rief er, und faßte sie liebevoll um die Schulter. Laß mich, rief sie, laß mich, abscheulicher Mensch! Ich weiß genug! Mit diesen Worten riß sie sich los, und stürzte fort in ihr Cabinett. Adolph stand betroffen, er wollte nach, und fand die Thüre verschlossen. Er rüttelte, er rief, keine Antwort! Jetzt ging der Rittmeister an die Thüre. Mach auf, Schwägerinn! rief er, laß mich mit dir sprechen! Alles blieb todtenstill; doch glaubte die Mutter ein leises Schluchzen zu vernehmen. Bald darauf schien es, als ob Kasten auf- und zugeschlossen würden; dann ging die zweyte Thür, die in's Gesindezimmer führte, auf, und schlug eben so heftig wieder zu. Sie ist fort! rief Adolph, und wollte ihr nach; aber das Schloß war noch immer zu, und er konnte nur durch den Vorsaal, und einen weiten Umweg in die Gesindestube gelangen. Hier sagten ihm die Mädchen, die junge Frau Oberförsterinn wäre, in Pelz und Kappe gehüllt, schnell fortgeeilt,

habe nur dem Jägerburschen befohlen, sie mit der Laterne zu begleiten, und sey hinüber auf's Schloß zu ihrem Herrn Vater.

Adolph stand betroffen. Bis hinüber in's Schloß war mehr als eine Viertelstunde Weges, die Nacht kalt und neblicht naß. Gerechter Zorn und Sorge für die Geliebte kämpften in seiner Brust. Er wollte hinaus, ihr nachgehen, sie zur Rede stellen; doch besann er sich eines Andern, und vermochte es über sich, mit Mutter und Bruder von der bevorstehenden Familienangelegenheit ruhig zu sprechen. Als es aber sieben, ja acht Uhr ward, die Tischglocke zum Abendessen rief, und nun der Jägerbursche, der Minchen begleitet hatte, mit dem Bedeuten vom Schloß zurück kam: Die junge Frau lasse bitten, man möge mit dem Essen nicht auf sie warten, ihr Vater sey nicht wohl, und sie werde bey ihm bleiben — da brach der Mutter verhaltener Unmuth los. Adolph schwieg finster, und der Rittmeister sah wohl, daß jetzt der Zeitpunct nicht war, um sich Erklärungen auszubitten. Aber als die Matrone zu Bette gegangen war, und nur die beyden Männer allein blieben, da reichte Fritz seinem Bruder die Hand,

und sagte: Adolph! hier steht es nicht, wie es stehen sollte, nicht, wie ich es zu finden hoffte.

Es steht nicht so, erwiederte Adolph: aber es ist weder Minchens noch meine Schuld allein, daß es so steht, und nun erklärte er ihm, wie Eitelkeit, lange gewohntes Vornehmthun, und fremder Menschen ungehöriges Dazwischentreten, am meisten die Vorfälle des letzten Herbstes, seinem häuslichen Glücke Schaden gethan hätten! Fritz erboth sich, die kleine Widerspenstige zu hohlen, und ihr zuzureden. Das verbath sich Adolph. Sie wird schon wieder kommen, meinte er, wenn auch erst morgen, und sie besinnt sich vielleicht über Nacht eines Bessern.

Am Morgen erschien der Rittmeister, wie von ungefähr, um den Inspector zu besuchen, auf dem Schlosse. Er fand Minchen bleich, verweint, in der bittersten Stimmung; sie fing sogleich an, ihm über ihren Mann zu klagen, sie fand nur Gleichgültigkeit, ja Gehäßigkeit gegen sie in seinem Benehmen, und jenen Eigensinn, der alles das, was sie wünschte, bloß darum verwarf, weil es ihr lieb war. Vergebens redete ihr Fritz zu, vergebens suchte er sie von der wahren Gesinnung ihres Mannes, und seiner Liebe für sie zu überzeugen. Mit außeror-

dentlichem Scharfsinn hatte sie sich ein Bild von Adolphs Character und seinen Empfindungen für sie entworfen, zu welchem gekränkte Eitelkeit, betrogene Erwartung, Romanenleserey und Liebe die Farben wunderbar, aber so täuschend geliefert hatten, daß es dem Rittmeister schwer ward, sie den Ungrund ihrer Behauptungen einsehen zu machen, indem sie allemahl, wenn er alle ihre Einwürfe von vorn hinein widerlegt, und nun am Ende zu seyn glaubte, wieder mit dem Allerersten in seiner ganzen Kraft und Bitterkeit auftrat, so daß Fritz es zuletzt aufgeben mußte, dieß gereizte Gemüth wenigstens für diesen Augenblick zu beschwichtigen. Nur das erhielt er durch seine Vorstellungen, daß sie, um Aufsehen und ein Gerede zu vermeiden, das ihr und Adolph gleich nachtheilig seyn würde, darein willigte, nach dem Frühstück mit ihm nach Hause zu gehen.

Adolph empfing sie ohne Vorwurf, aber auch ohne Freude; es schien, als glaube er an den Vorwand, den sie ihm gestern sagen ließ, indem er sich höflich nach ihres Vaters Befinden erkundigte. Sie antwortete kalt, und kurz. Bitterkeit und Zorn von seiner Seite würden sie in diesem Augenblicke weniger gekränkt haben;

sie sah sich fremd, oder wie ein Kind behandelt, von dessen Ungezogenheiten man lieber keine Notiz nimmt, um ihnen keine Wichtigkeit zu geben. Nach Tisch fuhr der Rittmeister fort, um seine Erbschaftsangelegenheiten zu betreiben, Minchen aber setzte sich hin, und ergoß ihr überfülltes Herz in einen Brief an Rosalien, und suchte dem Eigensinne ihres Mannes dadurch auf's wirksamste entgegen zu arbeiten, indem sie seinen wahren Stand bekannt, und es ihm dadurch unmöglich machte, in der Dunkelheit zu bleiben, worin er nun einmahl sich und sie zu halten, eine boshafte Freude zu haben schien.

Auch der Inspector machte seine Schritte. Bald war die große Neuigkeit in der Umgegend bekannt, und wie sehr auch Adolph sich dagegen wehrte, so mußte er sich doch von allen Seiten als Baron Reisegg begrüßt und behandelt sehen. Besuche über Besuche kamen, Einladungen folgten, und wollte er nicht in offenbarer Feindschaft und Krieg mit seinen Nachbarn leben, so mußte er wenigstens zum Theil von der Woge sich hinreißen lassen, welche durch jene Nachricht und des Inspectors fleißiges Zuthun ihn nun einmahl ergriffen hatte. Nicht ohne Grund

muthmaßte er, daß Minchen hier die Hand im Spiele hatte, und es stimmte ihn nicht freundlicher gegen sie; sie aber schwamm in Vergnügen, nun durch die Entdeckung der adlichen Geburt ihres Mannes sich jenen Kreisen, in denen sie ihr Glück fand, um so vieles näher gerückt zu sehen. Einige Veränderungen wurden nun, wie sie meinte, durchaus in ihrer Lage nöthig. Vor allen Andern bedurfte sie eines Kammermädchens. Davon wollte Adolph nichts wissen. Minchen machte Vorstellungen, sie bath, sie weinte, sie schmollte; Adolph blieb unerbittlich, und keine Rücksicht auf seinen Stand, auf das, was er seiner Geburt schuldig sey, konnte ihn vermögen, in eine Neuerung zu willigen, die seiner von Kindheit auf genährten Vorstellung einer bürgerlichen Lebensart zuwider war. Minchen schwieg endlich trotzig; aber sie gab ihren Vorsatz nicht auf. Die Kammerjungfer wurde angenommen und auf dem Schlosse eingewohnt. Täglich fuhr, oder ging jetzt Minchen nach dem Frühstück hinüber zu ihrem Vater, ließ sich dort von Jungfer Lorchen frisiren und anziehen, und kam, als Dame nach dem neuesten Geschmack gekleidet, in ihr Haus zurück. Adolph sprach sich zuweilen ernstlich dagegen aus — dann er=

schrack Minchen, und nie erschien ihr ihr Mann schöner, und nie fühlte sie mehr, wie theuer er ihr noch stets war, als in solchen Momenten, wenn er zürnend mit strengen Worten vor ihr stand, und seine Augen von mehr als gewöhnlichem Feuer blitzten. Dann wich sie wohl, dann brach ein Strahl der alten Liebe auch aus ihren Blicken, und der Ton ihrer Stimme verrieth die Gefühle ihres Herzens. Aber nur selten verstand Adolph jetzt mehr diese Zeichen, beyde verkannten sich, und die Entzweyung ihrer Herzen wuchs durch eigene Empfindung wie durch fremde Einmischung immer mehr und mehr.

Mit dem Sommer kam auch noch die gräfliche Familie auf Ottenberg zurück, und nun riß diese Nähe, und die Einwirkung Rosaliens den Stein, der im Fallen war, mit doppelter Geschwindigkeit zum Abgrund, so wie Adolphs Festigkeit und ausgesprochener Wille sich durch den Widerstand zu Eigensinn und bestimmt:n Trotz gestaltete. In einer unglücklichen Minute, wo die bereits empörten Gemüther sich in Bitterkeit gegen einander erklärten, ließ sich Minchen durch Stolz und Empfindlichkeit hinreißen, sich abermahls, und noch viel trotziger als das erstemahl, auf ihren Reichthum, und die Ansprüche

an Lebensgenuß zu berufen, wozu er sie berechtigte, und schloß damit, daß eine Frau von ihrem Vermögen sich nie bequemen werde, wie eine gemeine Pächterinn zu leben.

Kaum war das Wort gesprochen, als es Minchen schon halb bereute. Aber es war geschehen! Wohlan! sagte Adolph, und das dunkle Roth des Unwillens, das bisher seine natürlich blühenden Wangen tiefer gefärbt hatte, wich auf einen Augenblick einer vorüberfliegenden Bläſſe: — Du sollst mir das nicht umsonst gesagt haben; von dieser Stunde an bist du vollkommne Frau, zu leben wie du willst, und meine Ansichten sollen dich nicht stören. Er wandte sich, und verließ das Zimmer; — aber Minchen glaubte in dem Ausdruck seiner Züge das Todesurtheil ihres Glückes zu lesen. — Sie wollte ihm nacheilen, sie wollte ihn um Erklärung bitten, da rauschte mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit, einen Schwall von Worten von sich strömend, Gräfinn Rosalie die Treppe herauf, und blieb erstaunt und beleidigt auf der obersten Stufe stehen; denn der Oberförster war mit einer leichten Verbeugung vor ihr vorbeygeschossen, ohne auf alle verbindlichen Redensarten ein Wort zu erwiedern. Bald sah sie

in Minchens verstörter Miene das erklärende Gegenstück zu jener trotzigen Heftigkeit. Sie forschte, sie bedauerte, und Minchen gestand, was vorgefallen war. Was fällt dir ein? rief Rosalie: dem Brummbär nachzugehen? Nun, das fehlte noch! Bist du nicht dienstbar genug? Ist dir dein Wille noch nicht genug gebrochen? Und nun fing sie an, ihr zuzureden. Das böse Werk gelang nur allzuwohl; am Ende einer Stunde hatte sie jede Bedenklichkeit aus Minchens wieder frey athmender Brust geschwatzt; bald darauf erschien der Postzug der Gräfinn, sie beredete Minchen, sich anzuziehen und einzusetzen, und ohne etwas weiters an ihren Mann zurückzulassen, der nun einmahl sehen sollte, daß auch sie ihre Rechte zu behaupten wisse, fuhr sie mit Rosalien auf einen benachbarten Edelsitz, wo eben große Gesellschaft, Tanz und Souper seyn sollte, und von wannen sie erst um Ein Uhr Nachts nach Hause kam.

Sie eilte in ihr Zimmer, nicht ohne ein Gefühl von Bangigkeit, und fand — Jungfer Lorchen in demselben, die der Ankunft ihrer Dame harrte; aber auch im Alkoven nur Ein Bette. Der Herr Oberförster hatte das so befohlen, er wolle die gnädige Frau nicht geniren, da sie

spät zu Bette ginge, und er früh aufstehen müsse. Für Lorchen war im Nebenzimmer ein Feldbett aufgeschlagen. Minchen stand vernichtet, ihre erste Regung war, hinüber in ihres Mannes Schreibzimmer zu eilen, ihm zu Füßen zu fallen, sich ihrer Schuld anzuklagen, und sich Allem — Allem zu unterwerfen, was er über sie verhängen würde. Sie sah jetzt nur ihn, ihn in seinem schönen Zorn, und sich in der ganzen Abscheulichkeit ihres Unrechts. Sie eilte an die Thüre. Wo wollen Euer Gnaden hin, sagte die Jungfer: soll ich leuchten? Sie ergriff ein Licht. Diese Frage brachte Minchen zur Besinnung. Rosaliens Bild erschien ihr, die Ermahnungen ihrer Freundinn, die Lehren ihres Vaters fielen ihr ein. Durch diesen Trotzgedanken gestärkt, ging sie nun zurück, ließ sich von Lorchen entkleiden, und legte sich nieder. Aber kein Schlaf besuchte ihre Augen, vielmehr wurden sie von häufigen Thränen benetzt, welche dem zerstörten Glück ihrer Liebe, und der Nachlässigkeit flossen, womit der Mann, den sie seit ihrer Kindheit allein geliebt und treu im Herzen getragen, sie jetzt schon, da sie kaum ein Jahr verheirathet waren, behandeln, und ihr ganzes Glück, ihre billigsten Forderungen sei-

nen thörichten Vorurtheilen zum Opfer schlachten konnte.

Am andern Morgen erwachte sie spät. Ihre erste Frage war nach ihrem Manne; er war längst fort in den Forst. Verstört und ungewiß, welches Betragen sie beobachten sollte, stand sie trübsinnig am Fenster, und blickte hinaus in die Landschaft, auf die weit gedehnten Wälder, die im Sonnenglanz so frisch und kühlend vor ihr lagen, in denen ihr Adolph herumschweifte, und dort die Gesellschaft der bewußtlosen Bäume, der einsamen Büsche ihrem Umgange vorzog. Da trat ihr Vater ein; er fand sie trüb, er befragte sie, sie erzählte ihm Alles, was seit gestern vorgefallen war. Der Inspector schien nicht so viel Trauriges in diesen Vorfällen zu finden; er meinte vielmehr, Minchen habe sehr vernünftig gehandelt, ihren Mann einmahl auf das hinzuweisen, was sie billig fordern könne, und sie solle sich Glück wünschen, wenn der Entschluß, den ihr Mann jetzt gefaßt zu haben scheine, ihr die Freyheit gäbe, ihrem Sinn und den Forderungen ihres Standes gemäß zu leben. Schon Lorchens Anwesenheit wäre ein offenbarer Gewinn, und wenn sie denn die Liebe eines Undankbaren verloren habe, so solle sie froh

seyn, wenigstens ihre Bequemlichkeiten behaupten zu können.

Minchen hörte dem Allen in tiefem Nachsinnen zu. Sie konnte ihren Vater nicht widerlegen; aber sie fühlte doch, daß die Freyheit, welche ihr Adolph ließ, sie nicht glücklich mache. Vielmehr redete sie sich nach und nach erst ganz wieder in ihren Schmerz, in ihre Klagen hinein, und war von ihres Mannes Kälte und Undankbarkeit, so wie von ihrem häuslichen Unglück ganz überzeugt.

Adolph kam nicht zu Tische. Das war schon zuweilen geschehen, wenn er Geschäfte in weit entlegenen Theilen des Forstes hatte. Heute erschien es Minchen im andern Lichte. Die Gesellschaft der Schwiegermutter, die kleinen Stachelreden, welche diese bey jeder Gelegenheit anzubringen nicht unterlassen konnte, reizten die ohnedieß Verstimmte heute ungewöhnlich auf, sie antwortete bitter, ein Streit begann, es wurden unangenehme Dinge gesagt, Minchen stand auf und ging weinend in ihr Zimmer.

Nach Tische war sie auf's Schloß gebethen. Rosalie sah ihr in die verweinten Augen und mahnte sie auf, sich dem Joche zu entziehen, unter dem ein eigensinniger Mann, der sie nicht

liebte, und eine beschränkte alte Frau sie halten wollten; und bitterer, eigenwilliger gestimmt, als sie ihr Haus verlassen hatte, kam sie spät Abends wieder dahin zurück, schmollte mit Adolph, vermied seine Mutter, zankte mit den Dienstleuten, und war selbst die Unzufriedenste von Allen.

So wuchsen denn Verstimmung, Mißverständniß und Erbitterung immer mehr in diesen Herzen. Minchen etablirte sich auf ihre Art in den Zimmern, die ihr durch den neulichen Entschluß ihres Mannes eingeräumt worden waren. Alle alten Möbeln wurden fortgeschaft, und binnen ein Paar Wochen diese altfränkischen Gemächer in ein höchst niedliches Appartement umgeschaffen. Seitdem aber betrat sie Adolph nur, wenn er mußte, seine Mutter gar nicht, und die Familie sah sich bloß Mittags und zuweilen Abends, wenn Minchens vielfältige gesellige Verbindungen dieß gestatteten, bey Tische.

Nun hatte Minchen, was sie gewünscht, wofür sie so hitzig gekämpft, die eleganteste Umgebung in ihren Zimmern, eine eigene Kammerjungfer, und die volle Freyheit, mit Rosalien, oder ohne sie, die Freuden der ausgesuchtesten Gesellschaft zu genießen; dennoch war

Friede und Frohsinn von ihr gewichen, und sie strebte ängstlicher als vorhin, nach Zerstreuung, nicht um Genuß darin zu finden, sondern um sich darin zu betäuben, und die innere Stimme der Klage und des Vorwurfs nicht zu hören.

Adolph schien seit jener letzten Erklärung sich seinen Weg ebenfalls vorgezeichnet zu haben. Die reiche Gemahlinn sollte in dem Genuße ihres Vermögens nicht gestört werden; aber von nun an konnte auch ihr Leben kein gemeinschaftliches mehr seyn. Er blieb, was er gewesen, Oberförster, und hielt sich streng, vielleicht strenger, als vorhin, in seinen Schranken; indeß er Minchen volle Freyheit gab, als Dame zu leben, wenn sie ihr Glück nun einmahl nicht in treuer Liebe, sondern in jenen glänzenden Spielwerken der Eitelkeit fand.

Der Inspector wünschte seiner Tochter Glück zu dieser Wendung ihrer Verhältnisse, ja seine Gedanken gingen noch weiter, und es schwebte ihm die Möglichkeit vor, eine Ehe, die er nicht mit innerer Zufriedenheit hatte schließen gesehen, und die jetzt keinem Theil Glück zu geben schien, auch wieder getrennt, und die Tochter, welcher Wohlgestalt, Reichthum, Talente und seltne Bildung so gerechte Ansprüche an ein höheres

Loos gaben, einst noch, diesen Ansprüchen gemäß, glänzend verheirathet zu sehen. In dieser Ansicht machte er von Weitem allerley vorbereitende Schritte, und suchte diese Idee auf eine geschickte Art in seiner Tochter Gemüth zu wecken.

Ein Umstand kam diesen Bemühungen sehr zu statten. Gequält in seinem Innern, zerfallen mit sich selbst, und doch fest entschlossen, in einer Sache, die ihm nun einmahl recht und billig schien, durchaus nicht nachzugeben, ohne Freude in seinem Hause, und von jener vernachläßigt, die ihm, aller ihrer Fehler ungeachtet, noch immer theuer war, schweifte Adolph jetzt oft den ganzen Tag außer dem Hause herum. Seine häuslichen Verhältnisse waren gar bald bekannt, und nun machten sich wilde Kameraden und die lebenslustigen Offiziere kühner an ihn, lockten ihn in ihre Kreise, und er gewöhnte sich nach und nach, eine Art von Vergessenheit seines Unglücks in ihrer Gesellschaft bey ihren oft ausartenden Gelagen zu suchen. Das wußte Minchen, ihr gekränkter Stolz legte es auf die bitterste Art aus, und sie glaubte ihres Mannes Herz nun unwiederbringlich für sie verloren. Ihm gleichsam zum Trotz, der sich in wilden Gesellschaften erniedrigte, strebte sie

nach den feinsten Genüssen des höheren Lebens, fing an, sehr niedliche Soiréen bey sich oder in ihres Vaters Wohnung auf dem Schloße zu geben, und sich nach und nach in Allem, im Ton, in der Lebensart und dem Benehmen den Damen der Nachbarschaft gleich zu stellen. Ein zierlich gekleideter Bedienter wurde angenommen. Adolph ließ seiner Frau sagen, daß dieser Mensch nicht in seinem Hause wohnen werde. Der Inspector nahm ihn zu sich; aber die Baroninn von Reisegg erschien nie mehr, selbst nicht, wenn sie zur Kirche ging, ohne diese Begleitung außer dem Hause. Dem Bedienten folgte ein Büchsenspanner; eine andere Köchinn, die doch im Stande war, für Leute comme il faut zu kochen, wurde ebenfalls bey dem Vater in dem Schlosse angestellt, und wenn die Baroninn Reisegg Gäste hatte, die Speisen, welche jene zubereitet hatte, nicht ohne große Ungelegenheit und Umtrieb, aufs Waldschloß gebracht. Natürlich wurden nun auch die Stunden der Tafel, des Aufstehens und Niederlegens ganz nach der Weise der höheren Stände eingerichtet. Adolph erklärte, daß er von nun an allein essen werde. — Minchen brach in Bitterkeit aus, Adolphs gereizter Stolz ant-

wortete, wie es zu erwarten stand, es erfolgte ein höchst stürmischer Auftritt, der sich damit endete, daß Adolph mit unerschütterlicher Festigkeit auf dem beharren blieb, was er im Anfange behauptet, und nur das noch hinzufügte, daß der erste weitere Schritt auf dieser Bahn ihn in die Nothwendigkeit setzen werde, sich förmlich von einer Frau zu scheiden, mit der länger unter solchen Verhältnissen zu leben, seine Ehre nicht erlaube.

Das erschütterte Minchen tief, sie zitterte, erblaßte, und Adolph verließ das Zimmer, ehe sie im Stande war, ihm zu antworten. Scheiden! rief sie, als sie allein war — von mir scheiden lassen! und das sagt er mir so trocken, so kalt? Ist es schon so weit mit uns gekommen? Sie warf sich, in Thränen aufgelöst, auf das Sopha, und erhob sich, als diese zu fließen aufgehört hatten, mit dem festen Vorsatz, auch ihrerseits stark und kalt zu seyn, und dem Manne, der um solcher Kleinigkeiten willen seine Frau kränken, und sich von ihr scheiden könnte, nicht den Triumph zu gönnen, daß er ihren Schmerz darüber sähe, eben so wenig aber auch von den Forderungen an's Leben, die ihre Verhältnisse ihr zu machen erlaubten, abzustehen.

Kurz nach diesem Vorfalle war bey Gelegenheit eines Familienfestes auf einem benachbarten Schlosse eine große Versammlung daselbst. Weit aus der Gegend kamen Bekannte herzu, und der Zufall, daß Viele derselben sich früher im Sommer in einem Badeort getroffen, wo ein thörichter Wetteifer an Eleganz der Equipagen schon damahls manchen theuer erkauften Triumph, und manche schmerzhafte Beschämung erzeugt hatte, veranlaßte eine Fortsetzung dieses Strebens auch hier. Der Wunsch, sich mit einer glänzenden Kutsche und schönen Pferden auszuzeichnen, und so wie man zur Tafelzeit auf den Schloßhof auffuhr, in den Anwesenden Bewunderung und Neid zu erwecken, beseelte die versammelte Gesellschaft. Viele hatten sich neue Wagen angeschafft, und die Meisten waren mit vier Pferden bespannt. Die zweyspännigen Chaisen, wie zierlich sie auch sonst seyn mochten, wurden kaum bemerkt; aber unglücklicher Weise war die der Baroninn Reisegg, oder vielmehr die ihres Vaters unter dieser Zahl. Minchen fühlte sich im Innersten ihrer Seele gedemüthigt, und daß sie eine geborne Bürgerliche war, und in gewisser Hinsicht, was man sie wohl zuwei=

len fühlen ließ, in diesen Kreisen nur geduldet wurde, vollendete das schmerzliche Gefühl ihrer Zurücksetzung. Für sie waren die Freuden des heutigen Tages vergiftet, und sie hatte nichts Angelegeneres zu thun, als ihren Vater, sobald sie zu Hause kam, mit Bitten und Thränen zu bestürmen, daß er ihr für die nächste Feyerlichkeit, den Geburtstag der alten Gräfinn, der mit großem Pomp auf dem Schlosse ihrer Schwester, ein Paar Meilen von hier, gefeyert werden sollte, einen geschmackvollen Wagen und einen Postzug verschaffe, worin sie sich unter den Andern sehen lassen, und so manchem Übermüthigen zeigen könne, daß sie nicht weniger sey, als die Übrigen.

Dem Inspector kam dieß Begehren wohl ein Bißchen stark vor; indessen war er gewohnt, den Bitten der einzigen Tochter nachzugeben, und vollends jetzt, wo er sie von ihrem harten Manne gekränkt und unglücklich wußte, war es ihm unmöglich, einen Wunsch zu versagen, auf den die Arme einen so hohen Werth zu setzen schien. Es wurden daher Anstalten zum Ankauf eines Postzuges gemacht. Zufälliger Weise hatte einer der Offiziere, mit welchen Adolph jetzt öfter zusammentraf, einen sehr schönen

zu verkaufen. Er sprach davon bey der nächsten Begegnung, und Adolph erfuhr zu seiner größten Erbitterung, daß seine Frau ihre Thorheiten und ihren Trotz so weit treibe, um, wo möglich, die Damen ihrer Bekanntschaft an Pracht und Aufwand zu überbiethen. Es fielen bey dieser Gelegenheit allerley Reden, die nicht darnach waren, um das Gemüth eines aufgereizten Gemahls zu beschwichtigen. Adolph loderte auf, es hätte bald schwere Händel zwischen ihm und einem der Offiziere gegeben, und so, noch glühend vor Zorn, warf er sich auf sein Pferd, sprengte nach Hause, trat ungestüm in das Zimmer seiner Frau, und stellte sie des Postzuges wegen zur Rede.

Die Art, wie diese Frage gestellt wurde, ließ Minchen so ziemlich ahnen, was ihr bevorstand. Auch ihr Stolz empörte sich, sie warf sich in die Brust. Sie hatte einen Auftritt dieser Art erwartet, mit Rosalien deßwegen Rücksprache genommen, und sich auf ihre Rolle bereitet; daher antwortete sie mit scheinbar großer Ruhe. Diese Ruhe fachte Adolphs Zorn noch mehr an, er brach in heftigen Ungestümm aus. Minchen zitterte innerlich; aber sie strebte sich zu fassen, und erklärte kurz, aber fest, daß ihr

Vater ihr ein Geschenk mit diesen Pferden machen wollte, und daß sie gar keinen Grund absähe, warum sie eine so willkommne Gabe von Vaterhand nicht annehmen sollte?

Du wirst also den Postzug annehmen?

Wenn der Vater Wort hält — ja.

Und darin fahren?

Natürlich, wozu wäre er sonst?

Ist das dein letzter Entschluß?

Er ist's, und ich begreife nicht, was du dagegen haben kannst; es kostet dich ja keinen Kreuzer. —

Adolph fuhr auf bey diesen Worten. Eine Flamme des heftigsten Zorns zuckte durch sein ganzes Wesen. Minchen erschrak und entfernte sich schnell einige Schritte; denn er sah aus, als wollte er sich an ihr vergreifen. — Aber diese hervorbrechende Gluth wich plötzlich einer tödtlichen Blässe. Er trat zurück und sagte mit zitternden Lippen: Darauf also, darauf kommt es an? Wohl! Ich werde deinen Postzug nicht bezahlen; aber mein Weib fährt in keinem!

Was meinst du damit? fragte Minchen, ebenfalls zitternd, aber mit anscheinender Gleichgültigkeit.

Daß wir durch diesen Postzug getrennt sind!

Getrennt? — Um einer so wichtigen Ursache willen? Nimmermehr!

Gewiß, gewiß! rief Adolph: So wahr —

Schwöre nicht! Um Gotteswillen, schwöre nicht! unterbrach ihn Minchen, sprang auf ihn zu, und umklammerte den Arm, den er zum Schwur aufgehoben zu haben schien. Er sah sie wild an; doch ließ er den Arm sinken. In seinem Blicke kämpfte die alte Liebe mit dem Gefühl seiner beleidigten Ehre; aber diese behielt die Oberhand, der Zorn brach nun von neuem hervor, und in Vorwürfen und heftigen Worten machte der lang verhaltene Unmuth sich Luft. Manches rauhe, manches bittere Wort fiel in der Übereilung der Leidenschaft. Minchen antwortete eben so, die Geister erhitzten sich, alle Nachsicht, alle Liebe schien entflohen, nur die erlittenen Kränkungen, nur das Unrecht des andern Theils stand grell und auffordernd vor ihren Blicken. Das Wort Scheidung wurde noch einmahl, und nun mit der größten Bestimmtheit ausgesprochen, und eben so rasch und bestimmt von Minchen angenommen, und nun verließ sie Adolph, um sie, wie er hoffte, nie wieder zu sehen.

Dießmahl weinte Minchen nicht, sie eilte dem Erzürnten nicht mehr nach. Sie fühlte sich wie erleichtert, und von einer Last befreyt, wenn sie dachte, daß nun diese unbeglückenden Bande gesprengt, und dem Manne, der sie nicht mehr liebte, die Freyheit gegeben würde, seinen wilden Trieben zu folgen, und mit rauhen Kameraden in gemeinen Freuden zu schwelgen.

Sie wollte sogleich zu ihrem Vater; aber — sie wußte nicht, wie es kam, denn ihr Gemüth war ja ruhig, und sie sehr zufrieden — dennoch fühlte sie sich so angegriffen, daß sie zur Feder ihre Zuflucht nehmen mußte, um ihren Vater herüber zu bitten, weil sie ihm etwas sehr Wichtiges zu sagen hätte. Sie fand zuletzt, nachdem sie über die Ursache der tiefen Erschütterung ihres Wesens nachgesonnen hatte, daß Alles bloß von der rauhen, heftigen Art herrührte, mit welcher der wilde Waidmann sich zu betragen gewohnt war, und wovon sie, unter den leichten zierlichen Formen der höhern Stände, die früher bekannte Vorstellung verloren hatte.

Der Inspector kam. — Im Anfange erschreckte ihn wohl die Nachricht von Adolphs Entschluß unwillkührlich; bald aber fand er, daß er sehr gut in seinen Plan paßte, und so suchte er, statt

durch Zureden Minchens aufgeregtes Herz zu besänftigen, vielmehr die Kluft zu erweitern, die zwischen ihr und ihrem Manne geöffnet war, so wie auf der andern Seite Adolphs jetzige Kameraden, die den rüstigen, wohlhabenden Gefährten, der keinen Spaß verdarb, lieber ganz für sich gehabt hätten, ihn ebenfalls in seinem Vorhaben bestärkten, sich von einer Frau zu trennen, die nun einmahl nicht für ihn paßte, und ihre vornehmen Freunde und ihre modischen Eitelkeiten ihrem Mann und ihrer Pflicht vorsetzte.

Die Angelegenheit dieser Ehescheidung ging rasch und unaufgehalten ihren Weg. Adolph stählte seinen Muth durch die Rücksicht auf seine Ehre, Minchen erlag unter ihrem Kummer; dennoch hielten der Stolz, nicht nachzugeben, ihres Vaters und Rosaliens Zureden sie aufrecht. So kam nach und nach der Tag herbey, an welchem von dem Justizcollegium der nächsten Stadt, wo der Scheidungsproceß anhängig war, der Spruch gefällt werden sollte, bey dem die Anwesenheit der beyden Gatten unumgänglich nothwendig war. Bis dahin hatten sie sich seit jenem Auftritte nicht gesehen, indem der Inspector seine Tochter sogleich zu sich aufs Schloß genommen hatte. Jetzt machte man diese mit

dem bekannt, was ihr bevorstand. Sie erschrack, daß es so weit gekommen war. Sie hatte noch immer gehofft, Adolph würde sich besinnen; er, der der Beleidiger war, würde die ersten Schritte zur Annäherung thun — sie hatte auf einen Rest von Liebe in seiner Brust gezählt. Nun riß der letzte Faden ihrer Hoffnung, der Traum, in dem sie sich bis jetzt gewiegt, und Manches hatte geschehen lassen, weil sie nicht dachte, daß es dahin kommen werde, zerfloß vor ihren enttäuschten Augen. Sie war vergessen, sie war verlassen, und sollte bald verstossen seyn. Das brach ihr Herz. Unter dem heftigsten Schluchzen warf sie sich, als der Beamte, der ihr diesen letzten Bescheid überbracht hatte, fortgegangen war, auf ihr Bette, und sah jetzt zum ersten Mahle die ganze Rettungslosigkeit ihres Elends ein, jetzt, wo nichts mehr zu thun war, als dem bereits vollendeten Werk das letzte Siegel der förmlichen Anerkennung aufzudrücken.

Es waren noch vier Tage bis zu jenem vom Gerichte bestimmten. Sie brachte sie in beständigen Thränen zu, und vergebens suchten ihr Vater, die beyden Gräfinnen, und so manche dienstfertige Freundinnen, sie mit Fassung auf einen Schritt zu bereiten, der nun einmahl

durchaus nothwendig war, wenn sie nicht in die schmählichste Sclaverey, die nun ärger seyn würde als vorher, zurücksinken, und jeder Hoffnung entsagen wolle, in der Residenz bey ihren Freunden, in Umgebungen, die ihrem Range wie ihrer Bildung gemäß wären, zu leben.

Ein stürmisches, regnerisches Herbstwetter, das den Himmel mit dichten Wolken umschleyerte, und der ohnehin welkenden Flur, indem es sie des letzten sommerlichen Schmuckes beraubte, vollends das Ansehen winterlicher Trauer gab, trug dazu bey, die Last, welche auf Minchens Seele lag, noch schwerer zu machen. So wie dieser düstere Himmel, ohne Sonnenblick, war ihr Leben, so von unzeitigen Stürmen verheert, so in unaufhörliche Thränen ergossen, und wenn sie, aus dem Schloßfenster blickend, über die unfreundlich gewordene Gegend hinausstarrte, dann schien es ihr manchmahl, als wäre es in der ganzen wüsten Umgebung nirgends so hübsch, als dort hinten, an den Bergen, wo das alterthümliche Schlößchen im Schutze undurchdringlicher Wälder lag, die, mit Tannen und Föhren häufig untermischt, dem stillen Plätzchen einen täuschenden Anblick bleibenden Frühlings gaben.

Jetzt war der Tag der Commission angebrochen. Unter vielen stürmischen war er einer der ärgsten. Unaufhörliche Regengüsse strömten die ganze Nacht und den Morgen vom Himmel, und machten nur später, wo eben Adolph und Minchen sich in der nahen Stadt einfinden mußten, auf kurze Zeit einem Anschein von Heiterkeit Platz. In Minchens Seele strahlte diese Helle keinen Trost. Heute, heute war es also, wo sie ihren Adolph, ihren Gemahl, den Liebling ihrer Kindheit, ihrer Jugend, den sie trotz seiner Härte noch immer lieben mußte, zum letzten Mahle sehen sollte! Aber sie sollte ihn doch sehen, und das hatte sie schon lange entbehrt!

Mit großer Wahl, und dennoch mit anscheinender Nachläßigkeit hatte sie ihre Toilette geordnet, sie wußte wohl, was sie am besten kleidete, was auch Adolph an ihr zu sehn vor Allem liebte, und das zog sie heute an. Um ihn aber ja nicht glauben zu machen, als bereue sie einen von den schuldlosen Schritten, die sie bisher gethan, und vor allem denjenigen, der die letzte Veranlassung war, daß Adolphs Gemüth sich in seiner ganzen Härte gegen sie gezeigt, ließ sie den Postzug an die eleganteste Kutsche ihres Vaters spannen, und fuhr so, nachdem sie

die stets hervordringenden Thränen mit Gewalt zurück geschlungen, und mit etwas Roth die verrätherische Bläße ihrer abgefallenen Wangen zu verhüllen gestrebt hatte, von ihrem Vater begleitet, der ohnedieß dort Geschäfte hatte, in die Stadt.

Man empfing sie mit Achtung in dem Commissionszimmer; dennoch dünkte es ihr, in den Mienen der anwesenden Räthe Verwunderung, wo nicht gar Mißbilligung zu lesen. Es wurde ihr ein Sitz angewiesen. Das Gespräch ging, in Erwartung der Gegenparthey, langsam, gedehnt und gezwungen hin. Minchen hätte einen großen Theil ihrer Habe darum geben wollen, nicht hier seyn zu müssen, wo die Blicke ganz fremder Männer mit Neugier, mit Befremdung auf ihr hafteten, und bald diese ganz unbekannten Menschen in das innerste Heiligthum ihrer Gefühle mit kaltem grübelnden Blick schauen sollten.

In diesen peinlichen Augenblicken wurde ihr zum ersten Mahle der Gedanke ganz deutlich, der oft schon während den letzten Wochen sich beunruhigend in ihr geregt, und nur durch das Zureden ihrer Freunde und die Einflüsterungen der leichtsinnigsten Eitelkeit war unterdrückt wor-

den — der Gedanke der Reue und des Schmerzes, so weit gegangen zu seyn, und nun auf immer von dem Gegenstande ihrer Liebe getrennt zu werden. Trotz seiner Kälte gegen sie, trotz seiner Härte überhaupt glaubte sie jetzt doch, daß sie ohne ihn nie glücklich werden könne, und hätte lieber Alles erduldet, was er ihr anzufügen für gut hätte finden wollen, wenn sie nur hätte bey ihm bleiben dürfen. Jetzt war nichts mehr zu thun, die Sache war zu weit gediehen, und wenn auch sie sich zu dem beschämenden Schritte der Unterwerfung hätte entschließen können, war sie seiner Verzeihung sicher? Hatte nicht er zuerst die Scheidung gefordert?

Mitten unter diesen Betrachtungen öffneten sich die Flügelthüren des Saales — und Adolph trat ein. Er war nicht im Jagduniform, einfach, beynahe schlicht gekleidet, sein Gesicht bleich, sein Auge düster, seine ganze Haltung fast müde und gebeugt. Minchen richtete ihre Blicke auf ihn, sie erröthete bis unter die Locken, dann drangen ihre Thränen hervor — es war ihr, als hätte sie ihn nie schöner gesehen, als in dieser Gestalt, die den Ausdruck des Kummers, der Vernachlässigung trug. Die Herren nahmen nun ihre Plätze ein, den klagenden Partheyen

wurden die ihrigen gegenüber einander angewiesen; es schien Minchen, als würdige sie Adolph keines Blickes, ihr Herz schlug bis an den Hals, und die Anstrengung, ihre Thränen zurückzuhalten, machte es ihr manchmahl unmöglich, auf die vorgelegten Fragen zu antworten. Auch hatte sie nicht mehr den Muth, ihn anzusehen; aber jetzt wurde auch an ihn eine Frage gerichtet, und seine Stimme, die vorher ruhig gewesen war, schien ihr unterdrückt und zitternd — der Ton derselben wiederhallte in ihrer Brust, und machte alle Saiten ihres Herzens beben. Ihr Vater, der neben ihr stand, sah die Erschütterung, er fürchtete eine Ohnmacht, ermahnte sie leise zu Fassung und Muth, und fragte, ob er sie vielleicht an die Luft führen sollte? Sie verneinte es mit einer heftigen Bewegung der Hand. Jetzt hatten die Räthe ihre Fragen und Förmlichkeiten geendet, es kam darauf an, daß beyde Partheyen das, was sie als ihre Meinung vor dieser Versammlung ausgesagt, auch mit ihrer Unterschrift bestätigen, und so die Verhandlung gleichsam sanctioniren sollten. Minchens letzte Kraft schwand, als sie das hörte. — Jetzt wurde ihr der Stab gebrochen, jetzt war es um ihr Erdenglück geschehen. Aber

wenn Adolph unterzeichnete, würde ihr Gott auch ihre Fassung erhalten, um es ebenfalls zu thun. Einer der Actuare wandte sich nun an den Herrn Oberförster, und reichte ihm die eingetauchte Feder. — Minchen zitterte wie ein Espenlaub, ihr Vater unterstützte sie.

Was soll das? fuhr der Oberförster wie aus einem dumpfen Traume empor — er schien von Allem, was eben gesagt worden, nichts gehört zu haben. Der Beamte erklärte es ihm. Verzeihen Sie, meine Herren, erwiederte er jetzt — der Schritt ist wichtig. Kann ich, ohne die ehrenwerthe Versammlung hier zu beleidigen, noch um einen Aufschub von zweymahl vier und zwanzig Stunden bitten? Der Präsident sah die Räthe stillschweigend und fragend an. Manche von ihnen blickten auf das hübsche Weibchen, dem man Schmerz und Erschöpfung so deutlich ansah — Einige lächelten mitleidig, die Meisten nickten Beyfall; der Präsident, der sich einiger Rührung selbst nicht erwehren konnte, und dessen Pflicht es ohnedieß war, Scheidungen eher zu verhüthen, als zu befördern, gewährte Adolph gern seine Forderung. Bey diesen Worten richtete Minchen das thränenvolle Auge auf ihren Mann mit einem Ausdruck der Dankbarkeit,

der Freude, der ihm unmöglich unverständlich bleiben konnte. Sein Blick voll düstern Kummers begegnete dem ihrigen, und in dem Augenblicke erhellte ihn ein schmerzliches Lächeln. Minchens Thränen floßen nun unaufgehalten, und auf ihren Vater gestützt, verließ sie den Saal durch die Eine Thüre, indeß sich Adolph durch die Andere entfernte.

Der Vater konnte sie nicht sogleich begleiten, auch hatten Sturm und Regen wieder von Neuem begonnen; er war also der Meinung, sie zu einem Bekannten, den er in der Stadt hatte, zu bringen, und nach Tische mit ihr nach Hause zu fahren. Aber Minchen fühlte sich außer Stande, in der gegenwärtigen Stimmung ihres Gemüthes irgend eine fremde Umgebung oder Berührung zu vertragen. Die Einsamkeit war ihr nothwendig, sie sehnte sich darnach, und so erhielt sie es von ihrem Vater, daß sie auf der Stelle allein zurück fahren durfte. Sie warf sich in die Wagenecke, sie weinte in heißen Thränenströmen. Ihr Unrecht, ihr Leichtsinn erschien ihr plötzlich in dem schrecklichsten Lichte; aber mitten in ihrem Schmerze zeigte sich ihr doch ein tröstlicher Gedanke: er hatte nicht unterschrieben! Ihre Hoffnung war nicht ganz unter=

gegangen, und sie noch mit Einem wiewohl schwachen Faden an ihr Glück geheftet. Indessen wüthete der Octobersturm fort, häufiger Regen stürzte vom Himmel — die Straße war öde, das ganze Land schien mit der Unglücklichen zu trauern. Da gewahrte sie, nachdem sie schon eine Weile gefahren war, von weitem zwey Reiter, die durch Regen und Sturm ihren Weg verfolgten. Der Wagen hatte sie bald eingehohlt. Es war Adolph, von seinem Reitknecht begleitet. Ein Streit der sonderbarsten Empfindungen erhob sich in Minchens Brust. — Die Liebe siegte über alle. Sie ließ halten, und schickte den Bedienten hin, mit der freundlichen Anfrage: ob der Herr Oberförster nicht absteigen, und mit der gnädigen Frau fahren wollte, da sie doch vermuthlich einerley Weg hätten? Adolph besann sich einen Augenblick. — Minchen erwartete den Ausspruch unter bangem Herzklopfen. — Endlich kam der Bediente zurück. — Der Herr Oberförster ließe für das gütige Anerbiethen danken, als ein Waidmann sey er gewohnt, sich aus Wind und Regen nicht viel zu machen. Das schmerzte Minchen tief. Es schlug ihre schwache Hoffnung auf seine wiederkehrende Neigung nieder, welche jene Weigerung der Unterschrift er=

regt hatte. Heftiger weinend warf sie sich auf ihren Sitz zurück. In dem Augenblicke machte des Oberförsters Pferd, von dem Wasser, welches die Strasse überdeckte, irre geführt, einen falschen Tritt, gerieth in ein Loch, stieg wild auf, und zog den Hinterfuß verwundet aus dem Wasser heraus. Der Reitknecht sprang ab, der Postzug hielt, der Bediente eilte hinzu. Es war nicht rathsam, auf dem verletzten Pferde noch eine Stunde lang — so weit war es bis Ottenberg — zu reiten. Minchen sah dem Unfall aus dem Kutschfenster zu, ihr Herz schwoll vor Freude, sie hätte das liebe ungeschickte Thier küssen mögen. Sie ließ ihr Erbiethen wiederhohlen. Es blieb Adolph nichts übrig, wenn er nicht zu Fuß bis Ottenberg gehen wollte — und das lieber zu thun, als den Antrag seiner Frau anzunehmen, die ja keine solche Demüthigung vor den Dienstleuten verdient hatte, kam ihm doch zu kränkend vor. Er gab also dem Reitknecht seinen triefenden Mantel, empfahl ihm die möglichste Sorgfalt für das verwundete Thier, stieg zu Minchen in den Wagen, und setzte sich ihr gegenüber. Ein Paar Worte über den Unfall, der ihn betroffen, waren gewechselt — dann schwiegen Beyde; aber Minchens Herz war zu

voll, ihre Liebe zu heiß, ihr Bedürfniß nach Versöhnung zu lebendig; der Gedanke, daß Alles, was sich heute begeben, eine Schickung Gottes sey, um sie ihr Unrecht einsehen zu machen, und sie auf den rechten Pfad zurückzuführen, war hell in ihr geworden. Plötzlich glitschte sie von ihrem Sitz herab, lag in Thränen ergossen zu Adolphs Füßen, und vermochte nichts zu sagen, als: Vergib! Vergib!

Adolph war betroffen, er wollte sie aufheben — sie weigerte sich: O nicht eher, nicht eher, bis du sagst, daß du mir verzeihen willst! Jetzt war Adolphs Stolz gebrochen, er umschlang die Knieende mit glühendem Gefühl und zog sie herauf an seine Brust. Auch seine Augen floßen über. Aber lange vermochte keines zu sprechen. Minchen fand zuerst Worte, und sie gebrauchte sie dazu, ihrem Adolph ihre Schuld zu bekennen und zu geloben, daß sie fortan allen ihr ungeziemenden Eitelkeiten den Abschied geben, sich nach seinem Willen richten und gern und freudig als bürgerliche Hausfrau mit ihm leben werde, wenn er sie nur wieder lieben, und sie nicht verstoßen wolle. Adolphs heiße Küsse beantworteten diesen Erguß ihres Herzens. Auch er hatte in mancher einsamen Stunde der Be-

sinnung sein Unrecht erkannt, daß er das Mädchen, welches ihm durch eine Trennung von drey Jahren, und eine völlig veränderte Lebensweise fremd geworden war, ohne weitere Überlegung geheirathet, ganz und gar keine Rücksicht auf das genommen hatte, was indessen in ihrem Gemüthe vorgegangen war, und sich nicht die Mühe gegeben hatte, den Ungleichheiten ihrer Denkart mit Ernst und Liebe zu begegnen, und die Verirrte auf den rechten Pfad zu leiten. Diese Vorwürfe hatte sich Adolph längst gemacht — er hatte darauf gesonnen, sein Unrecht zu verbessern, und das Weib, das er im tiefsten Herzensgrunde liebte, nicht zu verlieren. Ihr Anblick bey der Commission hatte ihn erschüttert — so bleich, so zerstört hatte er sie sich nicht gedacht — seine alte Leidenschaft war plötzlich in ihrer ganzen Stärke erwacht, und es wäre ihm nicht möglich gewesen, die Schrift zu unterzeichnen. Doch diese Überlegungen und Gefühle hüthete er sich wohl, Minchen zu gestehen — er nahm mit entzückter Freude das Opfer an, das sie ihm brachte, und ließ an der Gluth seiner Liebe sie den Schmerz ermessen, den ihr Verlust ihm gebracht haben würde.

Wie im Triumph kehrten die wiedervereiー

nigten Gatten nach Ottenberg zurück. Nicht bey ihres Vaters Wohnung, sondern im Waldschlosse wurde abgestiegen, und der Postzug mit dem freudigen Entschluß, daß er zum letzten Mahle gebraucht worden seyn sollte, zurück ins Schloß gesandt. Minchen richtete sich auf der Stelle in ihren alten Umgebungen ein. Mit der größten Gewissenhaftigkeit suchte sie Alles zu entfernen, was ihrem Geliebten unangenehm seyn, oder zu der von ihm gewählten Lebensweise nicht passend scheinen mochte, und Adolph, den kühlere Überlegung und gebrochener Trotz nun auch zu klarerer Einsicht gebracht hatten, mußte ihr manchesmahl zureden, irgend ein Stück beyzubehalten, das wirklich in seiner Art viel bequemer oder zu seiner Bestimmung geeigneter war, als das Altvorhandene. Auch er hatte sich überzeugt, daß bürgerlicher Sinn, Genügsamkeit und Häuslichkeit nicht an die Formen alten Herkommens oder unmodischer Einrichtung gebunden seyen, sondern ihren Sitz im Herzen, in Gesinnung und Gewohnheit haben müssen. Diese suchte er nun in Minchen zu erwecken, und zu erhalten, er leitete sie mit sanfter aber fester Hand, er schenkte ihr alle Zeit, die er seinen Geschäften abmüssigen konnte, er

las, er machte Musik mit ihr, er suchte ihr den Aufenthalt in ihrem Hause lieb, und die Stunden, die sie miteinander zubringen konnten, zu den schönsten zu machen, die ihr Leben ihr both. Ihre innige Liebe und die traurige Erfahrung, die sie gemacht, gaben ihr Kraft, sich zu halten, und den Verlockungen zu widerstehen, welche hier und da sich noch fanden. So verging der Winter angenehm, schneller, als sie es noch vor Kurzem für möglich gehalten, und als im nächsten Sommer die Herrschaft nach Ottenberg zurückkam, fanden sie Minchen so ganz in ihre häusliche Lage eingewohnt, so voll Liebe für ihren Mann, und so voll Achtung für ihre Pflicht, daß sie sie, als recht maussade geworden, gern ihrer Einsamkeit überließen, und Adolph eher nöthig hatte, sein Minchen auf die Beobachtung der nachbarlichen Rücksichten zu erinnern, als sie vor den Versuchungen zu hüthen, welche die Nähe der gräflichen Familie, und die rauschende Lebensweise auf dem Schlosse ihr drohten.

Niemand war nächst den Gatten glücklicher durch diese Veränderung, als die alte Frau Oberförsterinn, welche sich im Stillen nicht nehmen ließ, daß die guten Lehren, die sie einst ins

Herz ihrer Nichte gepflanzt, der eigentliche Grund ihrer Besserung gewesen seyen, und der lieben Tochter wieder alle alte Zuneigung schenkte. Aber auch der Inspector gab sich nach manchem kleinen Verdrusse endlich zufrieden, da er sah, daß seine Tochter glücklich war, und dieser Gedanke dem Vaterherzen doch der lohnendste vor Allem ist.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

1. Quintin Messis. 1
2. Die Stieftochter. 111
3. Der Bluträcher. 197
4. Der Postzug. 219

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Sämmtliche Werke

Bd.: 31

Wien 1824

P.o.germ. 1811 w-31
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124705-6